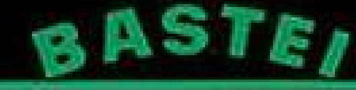
1,70 DM / Band 471

Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 13,-

NEU



GEISTERJÄGER



Die große Gruselserie von Jason Dark

Schandturm der Templer

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 160



Schandturm der Templer

John Sinclair Nr. 471

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 14.07.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Schandturm der Templer

Die Ratten kamen!

Angetrieben durch den schrillen Pfiff des Kind-Dämons Baphometh, wälzte sich die graubraune, zuckende Flut der Leiber auf die beiden offenen Särge zu.

In den Totenkisten lagen zwei Menschen, die durch die Einnahme eines teuflischen Gifts nicht in der Lage waren, sich zu verteidigen.

Die beiden waren Suko und ich! - Wir kannten hungrige Ratten und wußten, wozu sie fähig waren...

Schon einmal hatten sie auf meinem Körper gehockt und ihn wie mit einem Pelz bedeckt, aber da hatten sie nicht zugebissen und nur demonstrieren wollen, was sie alles schafften.

Jetzt sollten sie töten.

Die ersten Nager konnten es kaum erwarten. Sie sprangen eigentlich viel zu früh. Zwar wuchteten sie ihre fetten Körper in die Höhe, zum Glück klatschten diese außen gegen die Ränder der Särge.

Auch wenn die Ratten es einmal schafften, ihre Pfoten auf den Sargrand zu legen, rutschten sie wieder ab.

Das würde unser Leben nur um Sekunden verlängern, bis plötzlich etwas eintrat, mit dem ich nicht gerechnet hatte.

Eine Stimme klang auf.

Ich hörte sie nur in meinem Gehirn, hatte aber das Gefühl, als würden mehrere Geister oder auch Menschen zu mir sprechen und sie sagten nur einen Satz.

»Aktiviere deine Waffe!«

Damit konnte nur das Kreuz gemeint sein.

Noch besaß ich eine Galgenfrist. Bewegen konnten wir uns nicht, aber reden.

Und so schrie ich die Formel laut und deutlich, als die ersten Ratten dabei waren, sich über die Ränder in die beiden Särge zu stürzen.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Die Worte klängen wie ein einziger Schrei, und ich hatte sie wohl noch nie zuvor so hastig und schnell gesprochen.

Die Reaktion trat ein.

Mein Kreuz, von Hesekiel hergestellt, entfaltete seine immense Kraft und überraschte uns wieder einmal völlig…

***

Er hieß Esquin de Floyran und trug noch die Kutte der Templer, die aber jetzt dreck- und blutverschmiert war. Zeichen seines Leidens, das er unter den Werkzeugen der Folterknechte erfahren hatte.

Er wimmerte, als er auf der Streckbank lag. Es sollte die letzte Stufe für ihn sein, aber wahrscheinlich überlebte er diese nicht. Die beiden Knechte jedenfalls freuten sich und grinsten - diabolisch, als sie die Eisenstangen in das Schmiedefeuer hielten, damit das Metall glühend wurde. Sie waren in ihrem Element, in Toulouse und Umgebung wurden sie nur die Grauenhaften Zwei genannt.

Vor langer Zeit hatte man ihnen die Zungen herausgeschnitten, so daß sie nicht mehr sprechen und von ihren Schandtaten berichten konnten. Einmal im Monat durften sie den Kerker verlassen und in die Stadt gehen. Da bekamen sie jeder ein Goldstück. Wenn sie die finsteren Spelunken betraten, nahmen die meisten Gäste Reißaus, und selbst die schlimmsten Huren wollten mit ihnen nichts zu tun haben.

So betranken sie sich fast bis zur Bewußtlosigkeit, und es waren die Helfer des Schloßherrn, die sie in den Morgenstunden aufsammelten und sie wieder in die düsteren Folterkeller sperrten, die nie das Licht des Tages gesehen hatten.

Jetzt wollten sie die Streckbank bedienen. Der eine am oberen Ende, der andere am unteren. Aber vorher mußten sie den Gefangenen noch anders quälen, man hatte ihnen da freie Hand gelassen, aber ihnen gleichzeitig eingeschärft, ihn nicht zu töten.

Esquin de Floyran starrte auf das Eisen. »Nein!« brüllte er. »Ich war gehorsam. In Paris habe ich mit Nogaret, dem Statthalter des Königs gesprochen. Er hat mich gelobt und wollte mich nur aus Paris weghaben…«

Die Stimme des Templers brach ab. Sie endete in einem tiefen Schluchzen. Es hatte keinen Sinn, die Folterknechte konnten nicht reden. Sie würden ihm keine Antwort geben.

Im Gegenteil, sie freuten sich, wenn die Menschen schrieen. Einer nahm plötzlich eine lebende Spinne aus ihrem Netz und zerknackte sie zwischen den Zähnen.

Dem Templer wurde fast übel.

Er dachte jetzt über seine Schandtaten nach, aber es war zu spät. Seinen eigenen Orden hatte er verraten. Mit Schimpf und Schande hatten sie ihn ausgestoßen, aber niemand ahnte, daß dahinter ein sehr wohl durchdachter Plan steckte, ausgeklügelt von Guilleaume Nogaret, einem der Mächtigen hinter dem König.

Doch Menschen können nicht über ihren eigenen Schatten springen, das hatte auch de Floyran einsehen müssen. Er war als kleines Rädchen im Getriebe der Macht zerrieben worden.

Er sollte sein Leben auf der Folterbank aushauchen, unter gräßlichen Schmerzen und lauten Schreien.

Der Spinnenknacker beugte sich vor. Sein Gesicht näherte sich dem des Templers. Zwischen den Lippen schaute, dünn wie ein Haar, ein Spinnenbein hervor. Die Hand mit dem Eisen wanderte höher. Sie Spitze leuchtete in einem hellen Weißrot. Sie würde das Fleisch durchbohren wie Fett.

Der Templer spürte bereits die Hitze. Sie strich über sein Gesicht. Er wußte, daß sie ihn zuerst auf der Brust und dann den Wangen zeichnen würden. Wenn er schrie, würde der zweite Folterknecht an der Kurbel der Streckbank drehen.

Da flog die Tür auf.

So wuchtig und hart, daß sie gegen die Steine der Mauer krachte und wieder zurückschnellte, dabei allerdings von mehreren Stiefelsohlen gleichzeitig abgefangen wurde, denn eine Horde Bewaffneter stürmte in die große Folterkammer.

In den Scheiden steckten die Schwerter. In den Händen aber hielten

sie harte Holzknüppel.

Bevor die beiden Folterknechte sich versahen, wurden sie weggezerrt. Intelligent waren sie nicht, aber sie besaßen eine gewisse Bauernschläue. Die sagte ihnen, daß man den Gefangenen befreien wollte.

Das konnten die Folterknechte nicht zulassen.

Sechs Soldaten waren in die Folterkammer gestürmt. Zwei Gegner hatten sie nur. Es kam zu einer regelrechten Schlacht. Mit den Knüppeln droschen die Soldaten zu. Dabei war es ihnen egal, wohin sie trafen. Die Folterknechte besaßen Schädel wie aus Stein.

Irgendwann sackten sie zusammen. Einer von ihnen fiel noch in das Feuer. Er wälzte sich noch aus den Flammen hervor, dann rollte er über den Boden und brüllte sich fast die Seele aus dem Leib.

Schließlich blieb er bewußtlos liegen, wie auch sein Kumpan, der, von harten Schlägen gezeichnet, sich blutend am Boden krümmte.

Auch die Soldaten hatten einiges einstecken müssen, doch sie waren es gewohnt, Schmerzen zu ertragen.

Nur den Gefangenen hatte niemand angerührt. Er lag auf der Streckbank, steckte voller Furcht und wartete darauf, was mit ihm geschehen würde. Zwei Männer traten auf die Bank zu. Die Hartholzknüppel hatten sie wieder weggesteckt. Neben den Griffen ihrer Schwerter schauten sie aus den Hosengürteln.

Dann lösten sie die Stricke.

Esquin de Floyran atmete auf. Er konnte nicht vermeiden, daß Tränen der Erleichterung aus seinen Augen strömten und Spuren auf den schmutzigen Wangen hinterließen.

Wem hatte er die Gnade der Befreiung zu verdanken? Vielleicht seinem mächtigen Helfer im Hintergrund Nogaret?

Das war ihm in diesen Augenblicken egal. Er hätte alles getan, nur um freizukommen.

Die Soldaten zogen ihn hoch. Sie gingen rücksichtslos vor, schleuderten ihn von der Streckbank, aber der Gefangene konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten.

Er brach auf der Stelle zusammen.

Die Geräusche seiner unmittelbaren Umgebung nahm er kaum wahr, aber eines ließ ihn doch aufhorchen und den Kopf anheben.

Es war das typische Rasseln einer Kette!

Schweres Eisen, ein Zusammenfügen einzelner Glieder, unzerreißbar und oft mit einer Stahlkugel beschwert. Ohne daß er den Kopf hob, wußte er auch so, für wen die Kette bestimmt war.

Für ihn.

Er kam von einer Hölle in die andere. Nur konnte die nächste nicht schlimmer sein als die, die er hinter sich hatte. Wer angekettet wurde, dem blieb zunächst eine Folter erspart.

Hände griffen brutal zu und rissen ihn in die Höhe. Man hatte dem Templer bei den Folterungen auch gegen die Kniegelenke geschlagen. Er konnte kaum Halt finden und schrie auf, als ihm jemand in den Rücken trat.

Zu zweit legten sie ihm die Ketten an. Die Soldaten hatten Mühe, das schwere Eisen in die Höhe zu wuchten. Eiserne Ringe legten sich um seine Gelenke an den Armen. Sie waren an den Innenseiten glücklicherweise nicht mit kleinen Nägeln bespickt, denn so etwas Grausames hatten sich ebenfalls Menschen ausgedacht.

Ein dritter Soldat schleifte die Kugel näher. Sie hing am Ende der Fußkette. Den Anfang bildete wieder eine Eisenklammer. Sie schloß einen Kreis um das rechte Fußgelenk.

Fliehen würde er aus eigener Kraft nicht können. Wenn er ging, bedeutete jeder Schritt eine große Anstrengung, da er die schwere Eisenkugel hinter sich herschleifen mußte.

Aber Esquin de Floyran war zunächst dieser verdammten Hölle des Folterverlieses entkommen.

Die brutalen Folterknechte lagen noch immer am Boden. Es würde auch dauern, bis sie sich erholt hatten. Danach erstickten sie fast an ihrem Haß und warteten auf neue Opfer. Dieses Spiel kannten sie zur Genüge, und arbeitslos wurden sie nie.

De Floyran konnte kaum von allein gehen. Deshalb packten sie ihn unter und schleiften ihn in den Gang, wo Fackelschein flackerndes Licht verbreitete und dünne Rußfahnen an den Wänden entlangkrochen.

Die schwere Kugel rollte hinter ihm her. Sie wollte bei jedem zitternd gesetzten Schritt das Bein zurückziehen, und der Mann hatte das Gefühl, als würde man ihm den Fuß abreißen.

Er preßte die Lippen zusammen. Schreien wollte er nicht mehr. Er hatte genug gerufen. Wurden die Schmerzen zu stark, zuckten hin und wieder seine Mundwinkel.

Der Gang war eng und lang. Auch nicht eben. Manchmal stieg er an, dann fiel er wieder ab. Auf solchen Strecken rollte die Kugel vor. De Floyran wurde mehr als einmal an der Hacke getroffen.

Sie passierten einige Türen, hinter denen die Kammern für Gefangene lagen. Manche Türen waren aus dicken Holzbohlen gezimmert worden, andere bestanden zur Hälfte aus Eisengittern. In den Räumen zwischen den Stäben sah de Floyran manchmal die Gesichter der Gezeichneten. Sie wirkten mehr tot als lebendig.

Sein Verlies lag ziemlich am Ende des Ganges, wo die Decke bereits niedriger wurde und der Gestank von Fäkalien sich gesammelt hatte. Spinnweben zitterten in der Luft und strichen auch durch die Gesichter der Männer. Keiner von ihnen bemerkte dies.

Einer der Soldaten schloß die Tür auf. In den rostigen Angeln knarrte

es, als sie aufgedrückt wurde.

Faulig riechende Luft strömte de Floyran entgegen. Harte Fäuste umklammerten seine Schultern und drückten ihn nach vorn. Sie warfen ihn wie einen Hund ins Verlies. Schon bald klebte fauliges Stroh an den Lumpen, die er am Körper trug.

Ein hartes Lachen begleitete das Schließen der Tür, dann ließen Sie ihn allein.

Esquin de Floyran lag auf dem kalten Steinboden und rührte sich nicht. Er starrte gegen die Decke, die sich über ihm als graues Schmutzviereck abmalte. Durch seinen Kopf strömten zahlreiche Gedanken, die er nicht richtig einsortieren konnte, aber er war davon überzeugt, nicht mehr auf der Streckbank zu liegen, obwohl er sich manchmal so vorkam, wenn er an seine schmerzenden Gelenke dachte.

Fackeln brannten nicht. Durch ein schmales Gitterfenster unter der Decke sickerte graues Licht. Es reichte aus, um das Verlies einigermaßen auszufüllen.

»Tag!« flüsterte der Gefangene. »Es ist Tag…« Er konnte es kaum glauben, denn in der langen Zeit hier im Schloß hatte er nie gewußt, ob es Tag oder Nacht war. Außerdem hatte die Folterkammer kein Fenster besessen.

De Floyran drehte den Kopf und lächelte. Er freute sich darüber. In seiner Lage nahm man den kleinsten Hoffnungsschimmer auf. Zunächst einmal blieb er liegen. Es ging ihm zwar nicht viel besser, aber sie kamen nicht mehr, um ihn zu foltern. Das war schon viel wert. Der Steinboden war kalt. Die Feuchtigkeit drang durch seine dünnen Lumpen, erreichte die Haut und ließ ihn zittern.

Irgendwann, der Zeitbegriff war ihm verlorengegangen, fand er dann die Kraft, sich zu setzen. Er mußte sich umschauen. Vielleicht gab es irgendwo ein Lager aus muffigem Stroh. Unter dem Fenster hatten sie das Stroh zusammengekehrt. Dort fand er tatsächlich so etwas wie ein Lager, und so kroch er hin.

Er konnte nur kriechen. Die Kugel schleifte er dabei hinter sich her. Der Mann hörte das Rollen des schweren Eisenstücks, das erst zur Ruhe kam, als er sein Lager erreichte.

De Floyran wälzte sich herum und lag auf dem Stroh. Es stank erbärmlich, aber es war wenigstens weich und auch nicht so kalt wie der Steinboden.

Auf dem Rücken blieb er liegen. Die Arme lagen auf seinem Bauch. Beide Gelenke waren mit der Kette verbunden, die ihm nur einen kleinen Spielraum ließ.

Sie war so kurz, daß er seine Arme nicht ausbreiten konnte. Das wollte er auch nicht. Er wollte schlafen, sich erholen. Da sie ihn aus der Folterkammer herausgeholt hatten, mußten sie etwas mit ihm

vorhaben. Vielleicht hatten sie sich endlich überlegt, wie wichtig seine Aussagen gewesen waren.

Mühsam drehte er den Kopf zur Seite und schaute auf die Tür. Daneben bewegte sich plötzlich etwas. Zuerst hatte er das dunkle Halbrund vor der Wand für einen Fleck gehalten.

Nun richtete sich dort ein Schatten auf.

Nein, ein Mensch.

Und der sprach Floyran an. »Hat man Euch auch so mild behandelt wie mich, Monsieur?«

***

Esquin de Floyran sagte zunächst einmal nichts. Er blieb starr liegen, schaute auf seinen Leidensgenossen, atmete und röchelte in einem. Die Überraschung war gelungen.

»Wer… seid Ihr, Monsieur?«

»Ein armes Schwein wie Ihr. Aber lassen wir die Förmlichkeiten weg. Ich heiße Bertrand.«

»Und ich bin Esquin.«

»Gut, mein Freund, gut.« Bertrand lachte. »Wie lange, glaubst du, kannst du noch das Tageslicht sehen?«

»Ich weiß es nicht.«

»So lange, bis man dich holt. Und daß sie kommen werden, daran gibt es keinen Zweifel.«

»Was machen sie dann mit uns?«

Bertrand lachte kichernd. Dazwischen fragte er: »Man hat dich angekettet, wie?«

»Ja.«

»Dann komme ich, warte. Mir geht es noch etwas besser.«

»Warst du nicht in der Folterkammer?«

Bertrand lachte wieder. »Was hätte ich dort gesollt? Mein Vergehen ist klar.«

»Was hast du getan?«

»Später.«

Esquin de Floyran schaute zu, wie sich sein Leidensgenosse bewegte. Zuerst sah er ihn kaum, nur einen Schatten, der allmählich vorkroch. Es gab innerhalb der Mauern keinerlei Einrichtungsgegenstände. Nicht einmal einen Krug, in den man hätte Wasser hineinkippen können. Nur die Strohlager und die beiden Ringe in den Wänden, an die Gefangene manchmal angekettet wurden.

Bertrand kroch über den Boden. Vielleicht wollte er nicht aufstehen, möglicherweise konnte er es auch nicht.

De Floyran setzte sich hin. Es bereitete ihm Schwierigkeiten, auch deshalb, weil er sich mit seinen Armen nicht abstützen konnte. Das Klirren der schweren Kettenglieder begleitete seine Bewegungen.

»Laß ruhig, mon ami«, sagte Bertrand. »Ich bin hier schon länger und kenne mich aus.« Er setzte sich ebenfalls auf das Lager. »Bin gespannt, wann sie mich holen.«

»Zur Folter?«

»Nein.«

»Aber freilassen wird man dich auch nicht.«

Bertrand schabte durch sein verfilztes Gestrüpp, das einmal einen Bart gebildet hatte. Er hatte dunkles Haar. Jetzt war es ebenfalls verfilzt und schmutzig. Die Nase zeigte einen Knick nach rechts. Sie mußte irgendwann einen Schlag Abbékommen haben. »Weißt du eigentlich, Esquin, wo wir uns hier befinden?«

»In einem Verlies und nicht in der Folterkammer.«

»Dafür in der Todeszelle des Schlosses von Toulouse, mon ami. Wer hier herauskommt, wird zum Henker geschafft. Sie sind sehr gnädig und haben der Todeszelle ein Fenster gelassen. Manchmal kommt der Henker und schaut herein. Dann grinst er und freut sich über die Ängste der Gefangenen. Er ist ein Schwein.« Bertrand schwieg und wartete auf eine Antwort. Als die nicht erfolgte, fragte er: »Weshalb sagst du nichts? Hat es dir die Sprache verschlagen?«

»Im Augenblick ja.«

»Es ist nun mal so. Daran können wir beide nichts ändern. Ich weiß nicht, wen sie zuerst holen. Möglicherweise sterben wir auch gemeinsam. Wer kann schon in ihre verdammten Gehirne schauen? Aber ich sage dir eines: Ich werde nicht schreien, wenn ich dem Henker gegenüberstehe. Ich spucke ihn sogar noch an.«

Esquin nickte. »Was hast du getan?«

»Ich habe einen Soldaten erschlagen. Er kam in mein Haus und wollte sich an meiner blinden Tochter vergehen. Da habe ich ihn erschlagen. Es ist das Recht eines Vaters, so zu handeln.«

»Das sahen die anderen nicht so.«

»Leider.« Bertrand lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand. »Außerdem hat er zur Leibwache des Papstes gehört. Die Männer waren auf dem Weg nach Paris und haben hier Station gemacht. Mein Pech, daß ich dies nicht wußte.«

»Was wollten die Leute denn?«

»Ich habe keine Ahnung. Man flüsterte etwas über einen Feldzug gaben einen Orden.«

»Die Templer!« stieß de Floyran hervor.

Bertrand erschrak fast. »Du bist gut informiert, wie mir scheint.«

»Ja, das bin ich auch«, erklärte er.

»Ich bin sogar sehr gut informiert.« Er nickte.

»Bist du vielleicht einer von ihnen?«

De Floyran lachte. »Ich war es. Man hat mich ausgestoßen.«

»Was hast du getan?«

»Nicht viel. Ich wollte nur nicht teilen.«
»Berichte. Wir haben Zeit, mon ami, viel Zeit.«
»Ich habe auch jemand getötet, aber das war nicht der eigentliche Grund. In der Komturei, in der ich lebte, wurden Gold und Schätze gesammelt. Alles nur für den Orden, verstehst du? Zuviel für den Orden, wie ich gemeint habe.«
Bertrand lachte krächzend. Er streckte den Arm aus und bildete mit der Hand eine Kralle. »Wie ich dich einschätze, hast du sicherlich zugegriffen.«
»Das tat ich.«
»Man erwischte dich.«
»So ist es. Sie hielten Gericht über mich. Ich rechnete mit einem schweren Urteil, aber sie stießen mich nur aus. Ich mußte die Komturei unter Schimpf und Schande verlassen und galt als vogelfrei. Das ist sehr schlimm. Jeder Templer hätte mich töten können. Wenn jemand ausgestoßen wird, spricht sich das schnell herum. Ich bin geflohen und habe Frankreich verlassen.«
»Wo bist du hingegangen?«
»Nach Italien. Ich wollte dort bei anderen Brüdern Zuflucht finden und ihnen berichten, aber dort wurde ich ebenfalls nicht aufgenommen. Dann wandte ich mich an die weltlichen Herrscher, denn ich wußte, daß diesen die Templer nicht wohlgesonnen waren. Und ich habe viel von ihnen gewußt. Ich kenne sie…«
»Weiter, weiter…«
»Ich habe einen Provinzgouverneur erstochen, der mir nicht zuhören wollte. Dafür sollte ich in den Kerker, aber ich floh weiter.«
»Das ist ja eine unglaubliche Geschichte«, flüsterte Bertrand. »Wo hat dich dein Weg noch hingeführt?«
»Ich ging wieder nach Frankreich. Dort fand ich bei Nogaret Gehör. Er ist sehr mächtig, er herrscht heimlich über Paris. Außerdem ist er ein Vertrauter des Königs.«
»Den Mann kenne ich nicht.«
De Foyran nickte. »Oh, das ist ein Fehler. Guilleaume Nogaret war ehemals Professor der Rechte in Montpellier, bis der König von seinen Fähigkeiten hörte und ihn sehr mächtig machte. Jetzt herrscht Nogaret über zahlreiche Provinzen, und er ist ein Mann, der die Templer haßt. Er will sie vernichten. Man sagt, daß er bereits an einem geheimen Plan arbeitet, um dies zu schaffen. Schließlich besitzt der Orden viel Geld, und dem König geht es schlecht, wie jeder weiß. Er braucht Geld, das kann er sich von den Templern holen, wenn er den Orden zerstört. So einfach ist das.«
»Was hat Nogaret mit dir gemacht?«
»Er empfing mich. Ich habe einige Tage bei ihm gewohnt. Bei ihm wurde ich bewirtet wie ein hoher Staatsgast. Mir ging es gut, und er

versprach mir sogar die Straffreiheit.«
»Aber du sitzt jetzt in der Todeszelle.«
De Floyran nickte. »Leider sitze ich hier. Dabei war vieles abgesprochen. Um den Schein zu wahren, wurde ich nach Toulouse in den Kerker geschafft. Erst in die Folterkammer, jetzt hier. Ich weiß nicht, wie es jetzt weitergehen soll.« Der ausgestoßene Templer senkte den Kopf.
Bertrands Augen nahmen einen lauernden Ausdruck an, bevor er fragte: »Wer weiß alles von dieser Verschwörung zwischen dir und Nogaret?«
»Nur wir beide.«
»Und jetzt ich.«
»Sicher, aber du kannst nichts sagen. Du sitzt ebenso in der Zelle fest. Man wird dich holen und töten.«
Bertrand nickte. »Ja, das stimmt. Wir können jetzt in Selbstmitleid vergehen oder aber zusehen, daß die Zeit verkürzt wird, daß wir nicht an unser Schicksal denken, verstehst du?«
»Das verstehe ich. Aber was soll es?«
»Du hast viel erlebt, mon ami. Willst du mir nicht davon berichten?«
»Was meinst du damit?«
»Nun - vielleicht von deiner Zeit in der Komturei. Wie ich hörte, haben sich dort schlimme Dinge ereignet.«
»Das stimmt.«
Bertrand legte eine Hand auf die Schulter seines Leidensgenossen. »Du brauchst sie mir nicht zu erzählen, aber wenn es dich belastet, lad es dir von deiner Seele.«
De Floyran überlegte. »Meinst du wirklich?«
»Ja.«
Der andere hob die Schultern. »Was soll ich da sagen?«
»Alles.«
»Es ist schlimm, sehr schlimm.« Der Templer hustete so stark, daß sein Körper regelrecht durchgeschüttelt wurde. Wahrscheinlich war eine Lungenentzündung im Anmarsch.
»Ich höre zu.«
Ein Lächeln zuckte über das Gesicht des Templers. Plötzlich fragte er: »Glaubst du an den Teufel?«
»Ja.«
»Auch an Gott?«
»Sicher.«
»Beide gibt es, ich weiß es. Eigentlich sollten die Templer nur an Gott glauben, aber das taten nicht alle.«
Bertrand schaute seinen Leidensgenossen groß an. »Willst du damit sagen, daß es unter euch auch Ketzer gab?«
»Und wie.«

»Los, berichte.«

»Es gab Ketzer und Ketzerinnen. Hexen, verstehst du? Frauen, die heimlich in die Komturei schlichen und sich mit den Templern vergnügten. Dann beteten sie gemeinsam den Teufel an. Sie feierten ihn wie einen Gott. Sie führten Schwarze Messen durch, und sie riefen immer wieder seinen fürchterlichen Namen.«

»Was sagten sie denn?«

»Baphometh. Immer wieder Baphometh. Ihm huldigten sie. Er war für sie der Größte.«

»Weiter, weiter…«

De Floyran war in seinem Element. Er hatte seine Scheu überwunden und redete, was ihm einfiel.

Er erging sich in Einzelheiten. Beide Männer vergaßen die Zeit und merkten nicht, wie draußen die Sonne weiterwanderte und die Dämmerung den Tag ablöste. Der Verräter erzählte von den schlimmsten Greueltaten, von Menschenopfern auf dem Altar des Bösen.

Bertrand hörte zu. Irgendwann, es war schon dunkel, hatte sich Floyran heiser geredet. Wenn er sprach, konnte er nur mehr flüstern, und er legte sich erschöpft hin. Seine Arme waren schwer geworden. Zusammen mit den Gliedern der Kette lagen sie auf seinem mageren Leib.

Jemand öffnete die Tür. Zwei Soldaten kamen herbei und brachten brackiges Wasser. Einer hielt die Fackel. Er schaute Bertrand dabei an. Dieser schlürfte das Wasser aus der Schale, schielte über deren Rand hinweg und nickte.

Der Soldat nickte zurück.

Esquin hatte davon nichts bemerkt. Er trank das Wasser, als wäre es kostbarer Wein, und leckte sogar noch die letzten Tropfen vom Boden ab. Die Soldaten rissen den Männern die Schüsseln aus den Händen und kümmerten sich nicht um deren Bitten, ihnen doch noch weitere Schlucke zu bringen. Mit wuchtigen Schritten verließen sie den Raum und hämmerten die Tür hinter sich zu.

Bertrand nickte. Er reckte sich. »Das Wasser hat gutgetan«, sagte er. »Ich fühle mich direkt besser.«

»Frisch für den Henker, wie?«

»Man weiß ja nie, wann er kommt. Aber das ist egal, mon ami.« Er rückte wieder näher an Esquin heran. »Sag mir eines«, flüsterte er, »stimmt es wirklich alles, was du mir da berichtet hast?«

»Ich schwöre es.«

Bertrand nickte. »Und du hast auch dabei mitgemacht?«

»Wieso?«

»Ich meine nur.«

In der Zelle war es dunkel geworden. Obwohl die Männer nahe

zusammen saßen, konnten sie sich nur schattenhaft erkennen. Dennoch glaubte Bertrand, einen mißtrauischen Ausdruck auf den ausgemergelten Gesichtszügen des Templers zu sehen. »Warum willst du das wissen?«

»Ich wäre auch gern dabeigewesen.«

Der Templer schüttelte den Kopf. »Das möchte ich dir nicht wünschen, mon ami. Nein, das ist nichts für dich. Überhaupt nichts. Nicht jeder kann es verkraften.«

»Aber du hast es.«

»Ja.«

»Dann hast du nicht nur gestohlen?«

»Baphometh lehrt, daß Gold und Geld für die Menschen sehr wichtig sind.«

Bertrand winkte ab. »Das haben auch andere erkannt, die jeden Tag in die Kirche gehen. Unser König ebenso wie Papst Clemens V. Die beiden stecken unter einer Decke, sagt man.«

»Ich glaube es auch. Wir Templer sind dem Papst ebenfalls ein Dorn im Auge. Nogaret meinte, daß bereits geheime Pläne geschmiedet werden, um ihre Macht zu brechen.«

»Was würde danach mit ihnen geschehen?«

»Man wird sie jagen.«

»Und auch töten?«

»Bestimmt. Es darf keiner der Nachkommen erfahren, was tatsächlich geschehen ist. Man wird die Templer ausrotten. Nichts soll zurückbleiben, nichts soll mehr an sie erinnern. Sie haben ihre Pflicht getan, und der König kann sich sogar auf die Rückendeckung der mächtigen Dominikaner verlassen.«

»Ja, das glaube ich auch.« Bertrand stand auf.

»Wo willst du hin?« fragte Floyran, als er sah, daß der Mann zur Tür schritt.

»Ich will hier raus.«

Esquien lachte. »Das schaffst du nicht. Die Kerkertür ist von außen verriegelt.«

»Trotzdem will ich hier nicht länger bleiben. Ich kann es einfach nicht mehr. Du hast mir Dinge erzählt, die mich verwirren. Sie sind zu schlimm und grauenhaft. Ich kann mit einem heimtückischen Mörder, wie du einer bist, nicht mehr zusammensein. Verrecken sollst du!«

Der verräterische Templer verstand die Reaktion des Zellengenossen nicht. Er hatte Mühe, die richtigen Worte zu finden und fragte schließlich: »Hast du nicht selbst gewollt, daß ich dir von den Dingen berichte?«

»Ich?«

»Ja!« schrie Esquin, so laut er konnte. »Ja, du hast es gewollt. Du hast mich so lange gequält, bis ich…«

»Ach rede nicht.« Bertrand war plötzlich ein anderer Mensch geworden. Er stand schon vor der Tür und hämmerte mit beiden Fäusten gegen das Holz. Dabei schrie er, daß es die Wächter einfach hören mußten. »Holt mich hier raus, verflucht! Ich will nicht mehr mit ihm zusammensein. Ich will nicht mehr!«

De Floyran verstand die Welt nicht mehr. Er konnte auch nichts sagen.

Und Bertrand hatte Erfolg. Es kamen die beiden Soldaten, die ihnen auch das Wasser gebracht hatten. Sie öffneten die Tür, packten Bertrand und schrieen ihn an. Im Hintergrund war ein dritter Wächter zu sehen.

»Was ist los?« fuhr man Bertrand an.

»Ich muß hier raus. Ich kann nicht mehr mit ihm zusammensein. Er ist des Teufels!«

Der Soldat lachte nicht mehr. Dafür nickte er und sagte: »Gut, wenn du willst.«

De Floyran verstand die Welt nicht mehr. Aber er sah, wie sich Bertrand zum letztenmal umdrehte und sein Gesicht dabei vom Widerschein des Fackellichts erleuchtet wurde.

Die Lippen hatten sich zu einem Grinsen verzogen. In seinen Augen lag ein bestimmter Ausdruck, der den verräterischen Templer nicht nur mißtrauisch machte, sondern auch bei ihm einen Kronleuchter aufleuchten ließ.

Man hatte ihn reingelegt.

Es war ein teuflischer Plan gewesen. Er hatte alles verraten, und dieses Wissen würde Bertrand schamlos ausnutzen. Seine letzte Bemerkung kurz vor dem Verlassen der Zelle ließ darauf schließen. »Ich darf mich sehr herzlich bei dir bedanken, mein Freund. Es war alles sehr wichtig für mich.«

Dann ging er, begleitet von den beiden Aufpassern, und de Foyran hörte das Lachen seines Zellengenossen noch im Gang.

Er aber blieb zurück und wartete auf den Henker…

***

Der kam im Morgengrauen, als auch in dem Gefängnistrakt die Ruhe eingekehrt war. Die schweren Schritte waren einfach nicht zu überhören, und er stieß die Zellentür noch härter auf, als es sonst die Soldaten taten.

Dann betrat er die Zelle.

Er trug schwarze Kleidung. Sein Kopf und das Gesicht lagen noch frei. Der Henker besaß einen breiten Schädel, ein flaches Gesicht und eine rote Narbe auf der linken Wange. Begleitet wurde er von vier Soldaten. Zwei blieben an der Tür stehen, die anderen beiden kamen auf de Floyran zu und hievten ihn hoch.

Er hatte sich unwillkürlich schwer gemacht, aber daran störten sich die Knechte nicht. Trotz Kette und Kugel rissen sie ihn hoch, und er hing in ihren Griffen wie ein Gelähmter.

»Jetzt wirst du sterben!« versprach man ihm.

De Floyran konnte nicht sprechen. Seine Kehle saß zu. Er hätte gern um sein Leben gefleht, aber er wußte auch, daß dies keinen Sinn hatte. Sie hatten sich einmal entschlossen, ihn zu vernichten und würden dabei auch bleiben.

Der Henker schaute ihn schon an. Das Fackellicht ließ den Mann noch grausamer und schlimmer aussehen. Sein Blick glich gefährlichen Dolchen. Er war auch gleichzeitig lauernd und voller Freude.

Sie schleiften ihn in den Gang. Laufen konnte de Floyran nicht mehr. Die Todesangst hatte seine letzten Kräfte aufgezehrt. Durch einen schmalen Ausgang betraten sie den Schloßhof. Es war noch kühl, aber über den Bergen ging bereits die Sonne auf und schickte ihre ersten Lichtstrahlen über die Mauern und an den vier Wehrtürmen vorbei. Sie tupften auch gegen den Richtblock aus starkem Eichenholz, der auf einem Podest stand, zu dem Stufen hochführten.

Die schaffte der Mann auch nicht mehr. Er wurde hinaufgezogen, und seine Knie schlugen dabei hart gegen die Stufenkanten, was er kaum noch merkte.

Erst als er neben dem Richtklotz lag, nahmen ihm die Soldaten die Ketten ab und rollten auch die schwere Kugel in den Hof.

An der Westseite, wo die Mauer sehr hoch war, standen Soldaten und wollten der Hinrichtung zuschauen. Einer löste sich aus der Reihe, ging quer über den Hof und reichte dem Henker das Schwert.

Es lag quer über den Unterarmen des Mannes. Mit einer stolzen Geste nahm der glatzköpfige Henker es an sich, ließ es einmal durch die Luft sausen und nickte zufrieden. Die nicht weit entfernt stehenden Soldaten hatten das pfeifende Geräusch vernommen.

Der Henker behielt das Schwert in der Hand, als er die Stufen hochschritt. Er schaute über den Richtklotz hinweg in den Korb. Dort sollte der Kopf hineinrollen.

Über die wulstigen Lippen des Mannes huschte ein zufriedenes Lächeln. Es war wie immer. Nichts hatte sich verändert. Der Henker war ein Mensch, der schon beim Töten Routine hatte. Und er kannte sie alle. Die Weichen, die Harten, die Jammernden, die Fluchenden.

Er hatte Männer gesehen, die stolz in den Tod gingen, und er hatte welche erlebt, die ihm das Schwert entreißen und ihn selbst köpfen wollten.

Esquin de Floyran dagegen lag neben dem Richtklotz, jammerte nicht, aber atmete schwer, als würde ihn eine gewaltige Last zu Boden drücken.

»Kannst du aufstehen?« fragte der Henker.
Der Mann reagierte nicht einmal.
Dafür spie der Henker aus. Er mochte es nicht, wenn er die Delinquenten noch auf den Richtblock heben mußte. Mit der linken Hand packte er den Todeskandidaten im Nacken, hievte ihn hoch und schleuderte ihn so auf den Richtblock, daß der Hals bereits in der Kerbe lag.
»Willst du noch etwas sagen?« fragte er und hob bereits das Richtschwert mit der breiten Klinge.
»Nein…«
»Kein Priester war bereit, dir die letzten Sekunden im Leben zu verschönern.« Der Henker lachte.
»Du mußt wirklich ein ganz besonderer Mensch gewesen sein.«
Esquin de Floyran hob noch einmal den Kopf. Sein Gesicht hatte sich dabei verzerrt. Trotz der schlechten Lage konnte er auf eine Schloßmauer schauen, und er sah auch dort die Fenster.
Eines, es reichte bis zum Boden und glich schon einer Tür, stand weit offen.
Dort stand eine Gestalt. Vom Sonnenlicht wurde sie umschmeichelt, deshalb war sie deutlich zu sehen. Der Mann wirkte sehr sauber, und er trug elegante Kleidung. Nichts erinnerte mehr an die Lumpen, die seinen Körper in der Todeszelle bedeckt hatten.
Es war Bertrand!
Und er lächelte. Dabei hob er sogar die Hand, um dem Todgeweihten zuwinken zu können. Er war der Verräter, er hatte den Templer ausgehorcht und genoß nun seinen Triumph.
Wer seine Hintermänner waren, wußte Esquin auch nicht. Aber er wollte dem Mann noch eines sagen.
»Baphometh!« schrie er Bertrand entgegen. »Baphometh ist stärker als ihr. Das laßt euch gesagt sein. Mein Blut wird vergossen, aber sein Blut wird wie eine Woge über euch kommen und euch ertränken…«
Mehr konnte er nicht sagen. Als er noch einmal Luft holte, hörte er bereits das Pfeifen der niedersausenden Klinge über sich.
Einen Moment später war alles vorbei…

***

Oder nicht?
Der Henker, der Esquin de Floyran hingerichtet hatte, starrte entsetzt in den Korb. In ihm mußte eigentlich der Kopf des Mannes liegen, aber der war verschwunden!
Im Fenster stand noch immer Bertrand. Als ihm der Henker zuwinkte, hob der Mann die Schultern, drehte sich um und ging davon. Er ließ einen Menschen und Mörder zurück, der damit begann, an seinem Verstand zu zweifeln.

Als er die Stufen hinabschritt, kamen die Soldaten. Sie redeten wirr durcheinander, bis ein Hauptmann erschien und Ordnung in die Reihen brachte.

Man begab sich auf die Suche nach dem Kopf. Der Morgen verging, der Mittag kam, aber der Schädel des Toten war noch immer nicht gefunden worden.

Schließlich sprach einer das Wort aus, an das viele gedacht hatten. »Teufelswerk!«

Ja, es mußte das Werk des Satans sein. Eine normale Erklärung jedenfalls fanden sie nicht.

»Was sollen wir tun?«

Der Hauptmann wußte auch keinen Rat. Er wollte sich erst mit dem Herrscher des Schlosses besprechen.

Zu dieser Zeit befand sich Bertrand bereits auf dem Weg nach Paris, um demjenigen einen Bericht zu geben, der mit ihm zusammen den Plan ausgeklügelt hatte.

Es war Guilleaume Nogaret. Dieser Mann brauchte die Aussagen eines unbescholtenen Bürgers, um die Vernichtungsaktion gegen den Templerorden einleiten zu können.

Was damals in Toulouse mit einer Verschwörung begonnen hatte, sollte später in Paris auf der Ile de Cité, der Juden-Insel, blutig beendet werden.

Den Kopf fand man nicht.

Es wurde schließlich angeordnet, daß man den Torso verscharrte. Ohne Grabstein, ohne einen christlichen Segen. Irgendwo auf freiem Feld, wo der Teufel schalten und walten konnte.

Bauern berichteten später, daß sie, wenn sie an dem Grab vorbeigingen, ein furchtbares Heulen gehört hatten und einen bleichen geisterhaften Schädel sahen, der über der Stelle schwebte, wo der kopflose Leichnam begraben lag…

***

Ich hatte mir zwar abgewöhnt, an Wunder zu glauben, aber hin und wieder gibt es Situationen, die mich an meinem Vorhaben zweifeln ließen.

So wie jetzt!

Die Ratten waren gesprungen, ich hatte die Formel laut gerufen, und plötzlich war alles anders gewesen.

Licht und Dunkelheit umgaben mich gleichzeitig. Das eine ging in das andere über, so daß sich graue Schatten bildeten, durch die ich mich bewegte, als würde ich an einer sehr langen Leine geführt.

Ich befand mich in einer anderen Dimension!

Soweit konnte ich denken, und ich erinnerte mich auch wieder an die Stimmen der Totenwächter, die mir zum Ruf der Formel geraten

hatten. Also mußten sie mehr wissen als ich.
Wo hatten sie mich hingeschleppt?
Die Schatten, zuerst noch scharf voneinander getrennt und dabei eine regelrechte Grenze bildend, wurden fließend, bewegten sich, kreisten und stiegen aus ihrer Flächenhaftigkeit hervor, um ein dreidimensionales Gebilde zu formen.
Eine Botschaft?
Aus dem Gebilde drang plötzlich das Flüstern der Stimmen. Obwohl vier sprachen, hörte es sich an, als würde nur einer reden.
»Wir haben euch gerettet. Die Ratten hätten euch sonst zerfleischt. Das wißt ihr…«
Ich antwortete, ohne den Mund zu bewegen, denn ich formulierte die Worte in meinem Kopf, und die Botschaft wurde von ihnen verstanden. »Dafür danken wir euch.«
»Das müßt ihr auch…«
Diese Antwort begriff ich nicht. Aber ich hatte das Gefühl, daß dort etwas dahintersteckte. »Wie habt ihr das gemeint?«
»Wir lassen euch die Wahl!« hörte ich das Flüstern.
»Welche?«
»Ihr könnt wieder zurück in die Särge, und alles wird von vorn beginnen. Oder ihr beweist uns eure Dankbarkeit, denn auch wir benötigen manchmal Hilfe, um einem alten Fluch entweichen zu können. Ihr seid in der Lage, ihn zu zerstören.«
»Was ist das für ein Fluch?«
»Der Fluch Baphomeths…«
Ich überlegte. Leider konnte ich mich nicht mit meinem Freund Suko besprechen. Er befand sich bestimmt in meiner Nähe, nur hatten wir keinen Kontakt miteinander. Mir war dieser Fall mehr als suspekt. Begonnen hatte er für mich in Paris. Der Anruf meines Templer-Freundes Abbé Bloch hatte mich erreicht, und ich war in die Stadt an der Seine gejettet. Ich hatte zuvor nicht gewußt, was mich dort erwartete, um so größer war meine Überraschung gewesen, als der Abbé mit der vollen Wahrheit herausrückte. Wir beide sollten die Wiedergeburt Baphomeths verhindern.
Die Wiedergeburt hatten wir nicht vermeiden können, aber uns war es gelungen, den Sarg zu fangen, mit dem das teuflische Kind die Seine hinabtrieb. Wir hatten ihn an Land gezogen, geöffnet, und der Abbé sollte seiner Aufgabe nachkommen, als Baphometh von seinen Beschützern Hilfe erhielt.
Die mörderischen Horror-Reiter erschienen, und sie entführten den Sarg vor unseren Augen. Mit ihm natürlich auch Baphometh, so daß wir das Nachsehen hatten.
Mich lockte man in meinem Hotel in die Falle. Zuvor aber war Suko in Paris eingetroffen, seil sich in London in einer alten Templer-Kirche

Gräber geöffnet hatten und die Toten freiließen. Die Spur wies nach Paris.

Suko kam also, seil er ahnte, daß beide Fälle zusammenhingen, und wir liefen ausgerechnet in die Falle der Hotel-Wirtin, die uns mit einem Gift ausschaltete.

Bevor ich bewußtlos wurde, sah ich noch den Mann, der sich eigentlich als Baphomeths Stellvertreter bezeichnete.

Vincent van Akkeren. Sein grinsendes Gesicht hatte ich mitgenommen auf die lange Reise der Bewußtlosigkeit, aus der ich erst wieder in einem Sarg liegend erwachte und feststellte, daß ich mich ebenso wenig rühren konnte sie der neben mir liegende Suko.

Um die Särge herum gruppierten sich die vier Gestalten, die in Soho ihre Gräber verlassen hatten, und *sie* waren es dann auch gewesen, die mir den Ratschlag gegeben hatten, das Kreuz zu aktivieren.

Jetzt befanden wir uns im Nirgendwo.

»Hast du dich entschieden, John Sinclair?« hörte ich die Frage. »Du kannst dir nicht mehr viel Zeit lassen. Wir können das magische Feld nicht mehr lange halten.«

»Was muß ich tun?«

»Uns helfen.«

»Wie?«

»Indem ihr zurück in die Vergangenheit reist und die Schandtürme der Templer besucht.«

»Wieso Schandtürme?«

»Sie gehören zu einem Sitz der Gruppe, die einem Dämon namens Baphometh dient. Da sollt ihr hin und uns von einem alten Fluch erlösen, über den ihr noch mehr erfahrt.«

Hatte ich eine Wahl?

Wohl kaum, aber ich sollte dennoch erfahren, was geschah, wenn wir den Fluch gelöscht hatten.

»Dann wird alles so sein sie früher.«

»Geraten wir wieder in die Särge?«

»Nein…«

Ich mußte den Geistern glauben und stimmte zu. Das tat ich auch in Sukos Namen, der selbst nicht angesprochen worden war.

»Viel Glück«, hörte ich die Stimme. »Wir werden uns sicherlich noch begegnen…«

Ich hörte ein lautes Brausen, und im nächsten Augenblick brach das magische Feld zusammen…

***

Die beiden Särge waren leer!

Und Baphometh, der Kind-Dämon kreischte wie von Sinnen. Er sollte sich einfach nicht mehr einkriegen, stand zwischen seinen

wimmelnden Rattenkörpern und stampfte einige Male mit dem rechten Fuß auf, wobei er van Akkeren und auch seine vier Horror-Reiter anschaute, die es ebenfalls nicht verstanden hatten, der Magie entgegenzuwirken.

Die Tiere hielten die Särge besetzt. Sie wälzten sich in den offenen Totenkisten, als gäbe es dort eine Beute. In ihrer wilden Gier knabberten sie sich gegenseitig an.

Darum kümmerte sich niemand. Etwas anderes war für van Akkeren und Baphometh viel wichtiger.

Sie sahen die Totenwächter nicht mehr. Die Kühle der Nacht schien sie aufgesaugt zu haben. Noch deutlich erinnerten sich beide an das gleißende Licht, sie hatten den Ansturm der fremden Magie nicht abwehren können und dabei Schmerzen gelitten, doch als es vorbei war, da standen auch die Totenwächter nicht mehr an ihren Plätzen.

Während Baphometh vor Wut auf den Boden stampfte, schlenkerte er auch seine rechte Hand. Er hatte sie sich verbrannt, als sie Kontakt mit dem Kreuz des Geisterjägers bekommen hatte. Die schwarzgraue Fläche würde für immer bleiben.

Mit seinem großen Kopf und den leicht vorstehenden Beulen auf der Stirn wirkte Baphometh tatsächlich sie ein kleiner Teufel. Er sah nicht einmal komisch aus, war ein rasendes Etwas geworden und brüllte van Akkeren an, der nichts unternahm.

Er wußte, daß er in das zweite Glied der Kette gerückt war. Er hatte hinnehmen müssen, daß Baphometh über ihm war.

Obwohl er offiziell erst knapp zwei Tage existierte, war er bereits gewachsen, und sein Kopf nahm ebenfalls an Größe zu sowie die Breite seiner Stirn.

Er tobte zwischen den Grabsteinen umher, suchte nach Verantwortlichen für das Geschehen und war manchmal von feurigen Streifen umhüllt, die aus seinen Nasenlöchern schossen.

Bis er ruhig wurde.

Breitbeinig kam er auf van Akkeren zu. Das Gesicht war verzerrt, sein Mund war breit wie der eines Froschs. »Wir müssen sie holen!« sprach er mit dumpfer Stimme, die überhaupt nicht zu seiner Gestalt passen wollte.

»Ja, aber wo? Wo können sie sein?«

»Du wirst es herausfinden.«

Diese Aufgabe hätte van Akkeren auch freiwillig übernommen, ohne daß ihm jemand etwas sagte.

Leider wußte er nicht, wo er den Anfang machen sollte. Laut sinnierte er: »Wo könnte er sein?«

»Nicht in der Hölle!« kreischte Baphometh. »Das hätte ich schon mitbekommen.«

»Wissen es die Templer?«

»Bloch, der uns entkam?«

»Ja.«

Baphometh ballte die kleinen Krallenhände zu Fäusten. »Such ihn. Such ihn und frage ihn aus. Foltere ihn, laß ihn schreien, und dann töte ihn!« Mehr sagte dieser kleine Teufel nicht. Er jagte auf seine vier Beschützer zu, die im Hintergrund standen, und sprang zu dem ersten Dämon auf das rabenschwarze Pferd.

Sekunden später jagten sie davon. Sie waren auf dem Weg in Baphomeths Reich…

***

Die Glastür war zerstört, seit einer der Templer mit seinem R4 hindurchgerast war. Zwischen unzähligen Glassplittern lag die Leiche einer hageren Frau.

Sie hieß Madame Cinaire und war die Besitzerin des Hotels. Abbé Bloch hatte sie besucht, um mehr über den Verbleib seines Freundes John Sinclair zu erfahren.

Die Frau hatte sich als standhaft erwiesen und wollte nichts sagen. Statt dessen hatte sie den Abbé mit einer Waffe bedroht und erklärt, daß John Sinclair ausgezogen sei.

Der Abbé glaubte ihr nicht, denn die Waffe hatte nicht ihr, sondern Sinclair gehört.

Zu einer weiteren Auskunft war sie nicht bereit gewesen und hatte Bloch zwingen wollen, das Hotel zu verlassen. Dazu war es nicht gekommen, denn Henri, einer der beiden Begleiter des Abbés hatte durch die Glastür gesehen, was sich im Innern abspielte. Er war mit dem Wagen durch den Eingang gerast.

Beide bedauerten sie den Tod der Frau, die sich bei dem Unfall das Genick gebrochen hatte.

»So kommen wir nicht mehr weiter«, sagte der Abbé und hob die Schultern.

Henri stand neben dem Wagen. »Ich würde vorschlagen, daß wir verschwinden. Der Krach ist gehört worden. Man wird die Polizei alarmiert haben.«

Bloch nickte. »Fährt der Wagen noch?«

»Bestimmt.«

»Dann gehen wir.«

»Und Justus?« Henri meinte den dritten im Bunde, der an der Rückseite hatte Wache halten sollen.

»Ich bin hier.« Justus meldete sich von der Tür her. »Euer Krach war nicht zu überhören. Aber Henri hat recht. Wir sollten wirklich verschwinden, die Gegend hier wird bereits rebellisch.«

Sie stiegen ein.

Henri fuhr wieder. Er ließ den Motor an und rollte rückwärts durch

die zerstörte Tür. Die Reifen fuhren über die Glasscherben hinweg, die unter dem Druck zerknirschten, aber der Fahrer schaffte es, den R4 auf die Straße zu bringen.

Dort ließ er auch die Scheinwerfer ausgeschaltet, denn aus den Eingängen der sehr dicht stehenden Häuser liefen die Gaffer, um sich anzuschauen, was passiert war.

»Gib Gas!« verlangte der Abbé.

»Und wohin fahren wir?«

»Erst einmal weg.« Bloch wußte, daß sie noch längst nicht in Sicherheit waren. Wie er Vincent van Akkeren kannte und einschätzte, würde der nicht aufgeben, sie zu jagen. Schon deshalb nicht, weil Baphometh lebte und er etwas gutzumachen hatte.

Erst als sie das Ende der Straße erreichten, schaltete Henri das Licht ein.

Justus hockte auf dem Rücksitz und hatte sich gedreht. »Einige rennen hinter uns her!« meldete er.

»Sie kriegen uns nicht.«

»Das will ich auch gemeint haben.«

»Sollen wir nicht die Polizei benachrichtigen und erklären, was geschehen ist?«

Abbé Bloch schüttelte den Kopf. »Nein, noch nicht.«

»Und wo willst du jetzt endlich hin?«

»In den Süden.«

»Nach Alet-les-Bains?«

»So ist es.«

»Aber was sollen wir dort?«

»Es ist unsere Welt. Dort hat vieles seinen Anfang genommen. Ich will bei Hector de Valois bleiben.«

»Er lebt nicht mehr.«

»Aber sein Skelett befindet sich in der Kathedrale der Angst. Dort herrschen andere Gesetze.«

Henri fragte: »Geben wir Paris dann auf?«

»Vorerst ja.«

Abbé Bloch führte die Templer an. Er war ein Großmeister des Ordens. Was er anordnete, das hatte zu geschehen, und so widersprachen seine Freunde auch nicht.

Sie mußten aus dieser Ecke raus und eine Ausfallstraße in Richtung Süden erreichen.

Noch kurvten sie durch einen Bezirk, in dem nicht gerade die reichsten Menschen wohnten. Es gab keine breiten Boulevards, nur ziemlich enge Straßen, und auch die eingeschalteten Laternen waren nicht zahlreich vertreten.

Ein dunkles Paris, das jedoch mit einemmal erhellt wurde, denn ihnen kam ein schwerer Wagen entgegen. Und dessen Fahrer hatte das

Fernlicht eingeschaltet.

»Ich kann nichts mehr sehen!« rief der blonde Henri, trat auf die Bremse und riß eine Hand vor seine Augen, um sich vor dem Licht zu schützen.

Dabei verriß er das Lenkrad. Hinzu kam die Feuchtigkeit auf dem Pflaster, wo die Reifen nicht mehr den Halt fanden, den sie gebraucht hätten.

Mit dem Heck zuerst rutschte der R 4 nach links. Diese Kraft schob ihn weiter, direkt mit der schon leicht demolierten Kühlerfront auf einen Laternenpfosten zu.

Er prallte dagegen.

Zuerst sah es so aus, als wollte sich die Laterne vor dem kleinen Wagen verbeugen, dann löste sich die Kuppel, fiel herab und landete krachend auf dem Dach des Wagens, wo sie zersplitterte.

Henri fluchte. Er wollte aussteigen, als die Tür bereits von außen aufgerissen wurde.

Hinter der Mündung einer Waffe starrte ihn das flache Gesicht eines Mannes an.

Auch an der Rückseite riß jemand die Tür auf. Hier erschien ebenfalls ein Waffenlauf. Überlang, wie auch der an der Vorderseite. So sahen Revolver aus, die einen Schalldämpfer trugen. Wer mit diesen Waffen hantierte, der wollte auch töten.

Zweimal erklang das Geräusch, das sich anhörte, als hätte jemand eine Champagnerflasche geöffnet.

Zwei Menschen sanken auf ihren Sitzen zusammen. Und der Abbé saß vor Grauen steif.

Er konnte sich nicht rühren, weil er das Schreckliche noch nicht begriffen hatte.

Der Killer, der Henri erschossen hatte, lief um den Wagen herum und riß die Fahrertür auf. Er preßte dem Abbé die Waffe gegen die rechte Wange und sagte nur: »Steig aus!«

Bloch gehorchte. Wie in Trance bewegte er sich, löste den Gurt und schwang sich aus dem Wagen, stets verfolgt von der schallgedämpften Mündung.

Der Killer faßte ihn mit einem Klammergriff im Nacken an. Zwei Handbreiten darunter drückte er dem Abbé die Mündung der Waffe ins Kreuz. Er dirigierte ihn dorthin, wo ein großer schwarzer Wagen stand, bei dem jetzt wieder das Abblendlicht eingeschaltet worden war.

Abbé Bloch wurde in den Fond geschoben. Die Tür knallte zu. Erst jetzt erwachte der Templer aus seiner Erstarrung, senkte den Kopf und schüttelte ihn, als könnte er dieses gewaltige Grauen einfach nicht begreifen.

Er nahm nicht einmal den Mann wahr, der ebenfalls im Fond hockte

und dem Fahrer ein Handzeichen gab, endlich zu starten.

Erst als der Wagen anrollte, meldete er sich. »Hallo, Abbé Bloch. So sehen wir uns wieder…«

Der Templer nickte, und er gab eine Antwort, wie sie nur höchst selten aus seinem Munde kam.

»Van Akkeren, Sie sind ein verdammter Bastard!«

***

Die Welt hatte uns wieder!

Eine normale Welt, die dennoch nicht so normal war, denn wir befanden uns in der Vergangenheit.

Ich wußte nicht, in welch einem Jahrhundert, aber es war kein Winter, das spürte ich an der lauen Luft, die mich umfächerte.

»Manchmal erlebt man eben Dinge, die darf man nicht erzählen, ohne von anderen verrückt gehalten zu werden«, hörte ich Sukos Stimme, drehte mich um und schaute in sein verwundert aussehendes Gesicht.

»Ja, das stimmt wohl.«

»Hat man auch mit dir gesprochen, John?«

Ich nickte.

»Dann weißt du ja, was wir zu tun haben.«

»Nichts weiß ich, gar nichts.«

»Doch! Zurück in die Zukunft.«

»Leider sind wir nicht im Kino.« Ich holte tief Luft, die wunderbar nach Gewürzen schmeckte und für meine Lunge wie ein Labsal war. »Wir müssen einen alten Fluch löschen und die Schandtürme der Templer finden.«

Suko hob die Schultern. »Dann machen wir uns mal auf die Suche. Vielleicht finden wir auch ein Taxi.«

Auf die Suche machen, war leichter gesagt als getan. Keiner von uns wußte, wo er anfangen sollte und in welch einer Richtung überhaupt die Türme lagen. Wir wußten nicht, wozu sie gehörten, zu einer Burg, einem Schloß oder einfach nur als turmartige Felsen in der Landschaft umherstanden, gepaßt hätten sie hierher.

Die Umgebung war bergig. Mir fiel ein, daß die Stadt Toulouse erwähnt worden war. Sie liegt ja im Süden Frankreichs. Man kann sie praktisch als Tor zu den Pyrenäen bezeichnen. Auch als wir in Richtung Süden schauten, sahen wir von der gewaltigen Gebirgskette noch nichts. Wo sie liegen mußte, zitterte ein breiter Dunststreifen.

Wir selbst befanden uns auf einer Ebene, die nur mit wenigen Gewächsen bedeckt war. Wälder gerieten überhaupt nicht in unser Blickfeld. Dafür entdeckten wir einen staubigen Weg, der in ein Tal hineinführte.

»Den nehmen wir«, sagte Suko.

Ich hatte nichts dagegen. So machten wir uns auf die Wanderschaft. Zwei Menschen, die aus der Zukunft in die Vergangenheit gekommen waren, um einen alten Fluch zu löschen, der mit den Schandtürmen der Templer zu tun haben mußte.

Zwar war ich den vier Totenwächtern dankbar, daß sie uns gerettet hatten, dennoch hätten sie uns mehr Informationen mit auf den Weg geben können. Auf dieser fast baumlosen Ebene gab es keinen markanten Punkt, der als Orientierung gedient hätte.

Auf diesem Pfad gingen wir ins Tal.

Es war nicht sehr tief, das stellten wir mit einem Blick fest, und wir konnten auch erkennen, daß es sich wie eine gewaltige Schüssel ausbreitete. Die Hänge waren nicht sehr steil, hier aber bewachsen, denn uns fielen die fast geometrisch angelegten Flächen der Weinstöcke auf.

Suko nickte. »Zu trinken wird man uns wohl geben.«

»Hast du Durst?«

»Ja.«

Wir schauten uns nicht nur die Weinberge an, sondern auch das, was unterhalb von ihnen lag. Eine Ortschaft, gar nicht mal klein und überragt von einer mächtigen Burg, die tatsächlich vier Türme besaß.

Die Schandtürme!

Aus dieser Höhe und aus der Entfernung wirkten sie verhältnismäßig klein, doch ich konnte mir vorstellen, daß sie riesig waren, wenn man danebenstand.

»Ist schon beachtlich«, sagte Suko.

»Ja.«

»Die Türme haben wir, fehlt uns nur der Fluch.«

»Den suchen wir jetzt.«

Suko grinste. Er hatte bestimmt eine lockere Antwort auf der Zunge, schluckte sie aber herunter.

Uns fiel noch etwas auf. So groß der Ort auch war, wir entdeckten kaum Leben in ihm. Die Menschen mußten sich in ihre Häuser zurückgezogen haben, als fürchteten sie sich vor irgendwelchen Dingen.

Die Zeit verging. In etwa zwei Stunden sollte die Sonne untergehen.

Der Wind hier oben war sehr warm. Wahrscheinlich kam er aus der Wüste. Auch die Talschüssel war aufgeheizt worden, und wir kamen ins Schwitzen.

Die ersten Weinhänge umfingen uns. Die roten Trauben waren noch nicht vollreif. Sie würden noch Sonne gebrauchen. Ich ging deshalb davon aus, daß wir im Hochsommer gelandet waren.

Der Wein nahm uns die Sicht auf den Ort. Wir vernahmen auch keine Geräusche aus der Tiefe, nur das Zirpen der Grillen umfing uns. Ein herrlicher Sommertag, wie er auch in unserer Zeit hätte sein können

und nicht einige Hundert Jahre zuvor.

»Was sagt dir dein Gefühl, John?« fragte Suko.

»Gar nichts.«

»Das ist schlecht.«

»Wieso?«

»Du hast doch meist Vorahnungen.«

»Vielleicht haben mich diese im Stich gelassen, oder sie kehren zurück, wenn wir die Schandtürme besichtigen und versuchen, den alten Fluch zu finden.«

»Er muß mit den Totenwächtern zusammenhängen«, sagte Suko, der sehr ernst geworden war.

»Weißt du, welch ein Gefühl ich habe?«

»Wie denn?«

»Daß wir sie noch sehen, und zwar so, wie sie einmal gewesen sind. Nicht als Statuen oder Geister.«

»Möglich ist alles.«

Wir erreichten wenig später einen Platz, von dem aus wir freie Sicht auf das Dorf hatten. Auch jetzt, wo wir die Hälfte der Strecke fast hinter uns gelassen hatten, kam es uns leer und ausgestorben vor.

Niemand bewegte sich über die schmalen Straßen zwischen den schlichten Häusern mit ihren weißen oder grauen Steinwänden.

»Als hätten sie das Dorf verlassen«, flüsterte ich.

Vor uns lag ein kahler Fleck. Steinig und auch staubig. Der Wind trieb Fahnen darüber hinweg. Er streichelte die Steine und Felsen, die auf dem Boden ein wirres Durcheinander bildeten. Über uns war der Himmel von einem seichten Hellblau, in das einige Wolken hineinstachen, als wären sie durch Pinselstriche gezeichnet worden.

Plötzlich hörten wir Schritte.

Sofort zogen wir uns zurück. Noch brauchte uns niemand zu sehen. Die Schritte waren unter uns erklungen. Wir vernahmen auch das Kollern kleiner Steine, die ihren Halt verloren hatten, weil sie berührt worden waren.

Suko und ich hatten uns tief geduckt und hinter zwei Steinen Deckung gefunden. Vorsichtig schielten wir um die Ecke und sahen plötzlich einen schmalen Schatten, dem einen Moment später eine Gestalt folgte.

Eine Frau!

Nein, eigentlich noch ein junges Mädchen von höchstens zwanzig Jahren.

Sie keuchte. Ihr Gesicht war von der Anstrengung des Laufens hochrot angelaufen. Das lange Blondhaar wehte im Wind. Ihr Gesicht war rund, leidlich hübsch, und was der tiefe Ausschnitt des Kleides zeigte, erfreute so manches Männerauge.

Suko warf mir einen verständnislosen Blick zu und hob die Schultern.

Auch ich wußte nicht, was die Kleine hier wollte, denn es sah nicht so aus, als wollte sie noch weiter den Berg hochgehen.

Wahrscheinlich hatte sie ihr Ziel erreicht, um hier eine Aufgabe zu erledigen.

Wir würden sehen.

Das Mädchen schritt dorthin, wo die meisten Steine lagen. Sie umging sie in einem Kreis, und uns fiel eigentlich erst jetzt auf, daß auch die Steine einen Kreis bildeten.

Das hatte etwas zu sagen.

Während die Kleine ging, beugte sie ihren Kopf den Steinen entgegen und murmelte Worte, die so leise gesprochen waren, daß wir sie nicht verstehen konnten.

Aber einen Namen hörten wir doch, und der ließ uns beide zusammenzucken.

Baphometh!

»Hier sind wir richtig«, sagte Suko, hielt aber sofort den Mund, denn das Mädchen war stehengeblieben.

Hatte sie uns gehört?

Die Unbekannte lauschte. Sie drückte ihr Ohr in die Windrichtung, mehr sahen wir nicht, weil wir uns beide noch mehr zusammengeduckt hatten und hinter den Felsen verschwanden.

Etwa 30 Sekunden vergingen, dann bewegte sich Suko wieder vor und schielte am Felsen vorbei. Er nickte mir zu, ein Beweis, daß alles in Ordnung war.

Auch ich sah dorthin, wo sich das Mädchen im hellblauen Kleid befand. Sie hatte den Kreis noch immer nicht verlassen, stand breitbeinig da, reckte und streckte sich. Die Bewegungen hatten etwas Laszives an sich. Es sah aus, als wollte sie sich für einen Zuschauer zur Schau stellen.

Damit konnten wir wohl nicht gemeint sein. Die Unbekannte ließ ihren Blick in den Himmel schweifen, die nähere Umgebung interessierte sie überhaupt nicht.

Dann sank sie zu Boden. Mich erinnerte sie an eine Tänzerin, die dem Publikum einen schönen Tod vorführte.

Sehr grazil setzte sich das Mädchen nieder. Die hohen Steine deckten sie jetzt. Wir konnten nur dann etwas von ihr sehen, wenn der Wind mit ihren Haaren spielte und einige Strähnen am Felsen vorbei zur Seite wehte.

Suko deutete mit dem Finger in die Höhe und schaute mich dabei fragend an.

Ich war einverstanden und stand als erster auf. Die Kleine saß so, daß sie uns den Rücken zudrehte.

Wenn wir uns sehr langsam bewegten, würde sie uns nicht hören.

Wir nahmen sie praktisch in die Zange und näherten uns von zwei

verschiedenen Seiten. Abermals hörten wir ihr Flüstern, das nur aus einem Begriff bestand.

Baphometh!

Verdammt noch mal. Was hatte eine Person wie diese junge Frau mit dem Teufel Baphometh zu tun? Wenn sie eine Hexe war, davon hatte es leider welche gegeben, dann stand sie nicht Baphometh nahe, sondern Asmodis, dem anderen Teil des absolut Bösen.

Sie wirkte nicht wie jemand, der eine bestimmte Person beschwören wollte. Dieses Mädchen rief nach ihr, und es schien sich sicher zu sein, daß sie die Person genau an dem Ort im Kreis der Steine finden konnte.

Wir gingen jeder noch zwei Schritte vor und blieben dann stehen. Über die Rundungen der Steine schielten wir hinweg auf das helle Haar und den Rücken des Mädchens.

Es saß noch innerhalb des Steinkreises, hatte sich aber zur Seite gebeugt und den Kopf so weit gesenkt, daß Haarsträhnen den staubigen Boden berührten. Den Blick hielt sie auf eine bestimmte Stelle gerichtet, der rechte Arm war ausgestreckt.

Und sie sagte wieder den Namen. »Baphometh!«

Diesmal sprach sie mit einer Stimme, die fremdartig klang. Sie glich mehr einem Röhren.

Das Wort war kaum verklungen, als die Unbekannte zusammenzuckte. Wir hörten ihren durchdringenden Schrei, sahen sie kippen, sprangen vor und erkannten, was geschehen war.

Aus dem Boden ragte ein brauner, leicht faulig wirkender Arm, dessen Hand den Ellbogen der Blondine umklammerte…

***

Ich wollte nicht erst um die Steine herumlaufen, stützte mich- auf einem ab und flankte über ihn hinweg. Auf der anderen Seite tat Suko das gleiche, so daß wir gemeinsam neben der Unbekannten landeten und stehenblieben.

Im gleichen Augenblick brach dicht vor meinen Fußspitzen abermals die staubige Erde auf, so daß ein zweiter Arm erscheinen konnte. Er war ziemlich schnell. Wer immer dort unten begraben lag, mußte wissen, daß Menschen über ihm standen, denn wie ein zuschnappendes Maul wollten die Finger mein Fußgelenk umklammern.

Ich war schneller, hob den Fuß, trat auf die Klaue und drehte noch den Absatz.

Die Masse unter mir war sehr weich. Ich hatte das Gefühl, auf Pudding getreten zu sein. Im rechten Winkel zum Armgelenk blieb die Hand auf dem Boden liegen.

Suko hatte sich inzwischen um das Mädchen gekümmert. Er faßte sie

unter, aber die andere Hand wollte einfach nicht loslassen. Sie war wie eine Klette. Je weiter Suko die junge Unbekannte zog, um so mehr drückte sich der Arm aus der Erde.

»John, hilf mir!«

Er hatte englisch gesprochen, das Mädchen konnte ihn kaum verstehen, dennoch reagierte es. Sie wand sich unter Sukos Griff und schrie immer wieder: »Non, non, nicht! Das darf man nicht. Ihr seid des Todes, wenn Ihr es tut.«

Das glaubten wir zwar nicht, aber wir wollten ihre Warnung auch nicht einfach in den Wind schlagen. Sicherlich hatte sie ihre Gründe, so zu handeln.

Vor uns war ein Untier.

Wir sahen die angefaulten, halbverwesten Hände, Arme und auch die Schultern.

Aber wir fanden keinen Kopf. Er schien ihm abgetrennt worden zu sein.

So war es bestimmt auch gewesen.

Jetzt kehrte der Hingerichtete plötzlich zurück.

Unseren Augen bot sich ein unheimliches Bild. Der Kopflose klammerte sich mit einer so starken Kraft am Arm des Mädchens fest, daß ihr das Blut abgeschnürt wurde. Sie mußte Schmerzen spüren, doch kein Laut drang über ihre Lippen.

Was wir hier erlebten, war unheimlich und grauenhaft. Auch rational nicht erklärbar. Daß es überhaupt geschehen konnte, daran trug allein eine gefährliche Schwarze Magie die Schuld, die dafür gesorgt hatte, daß dieser Torso freikam.

Das Mädchen hatte nach Baphometh geschrieen, seine Magie mußte mit im Spiel gewesen sein.

Die Klaue hielt weiterhin den Arm umklammert. Staub umwallte den aus der Erde steigenden lebenden Toten ohne Kopf. Lehmklumpen wurden in die Höhe geschleudert, rollten zur Seite, und wir schauten noch tatenlos dem Drama zu.

Zuletzt erschienen die Beine.

Oberschenkel, Knie, Waden und Füße. Wie auch der andere Teil des Körpers, so waren sie ebenfalls mit auf der Haut klebenden Kleiderfetzen bedeckt.

Mit einem letzten, sogar raumgreifenden Schritt schaffte das Monstrum es, sich zu befreien.

»Weg!« rief das Mädchen plötzlich. »Laßt mich los! Ihr dürft ihn nicht stören. Ich muß sein Opfer werden, sonst geht das Grauen weiter. Lauft, Fremde, lauft…«

Das taten wir nicht.

»Willst du es machen?« rief Suko.

»Okay.«

Mein Freund zog die Beretta und warf sie mir zu. Meine Waffe hatte mir die heimtückische Wirtin leider abgenommen.
Das Mädchen starrte mich an. Sie kannte keine Pistole, ahnte jedoch, daß ich etwas Bestimmtes vorhatte.
Ich zielte genau und schoß!
Die Kugel drang dorthin, wo bei einem Menschen normalerweise das Herz schlägt. Aber hier schlug nichts. Geweihtes Silber riß ein Loch, sogar Staub wölkte aus der Wunde, und der Griff des Monstrums wurde schwächer. Die Hand löste sich vom Arm der Blondine, der Arm fiel nach unten, danach sackte der Körper in sich zusammen.
Neben dem Loch blieb er liegen, während die Blonde auf einen Stein fiel, dort hockenblieb und beide Hände gegen ihr Gesicht schlug. Sie begann zu weinen.
Suko und ich verstanden die Welt nicht mehr. Eigentlich hätte sich die Kleine freuen müssen, denn wir hatten sie vor einem schrecklichen Ende bewahrt. Statt dessen machte sie den Eindruck, als hätten wir genau das Falsche getan.
Der Fall lag komplizierter, als ich angenommen hatte. Suko stand vor dem Mädchen und hob die Schultern. Er wußte auch nicht, wie er anfangen sollte.
Ich kam ihm zu Hilfe. Suko machte mir Platz, und ich setzte mich neben das Mädchen. Nicht weit entfernt lag der Torso. Meine Kugel hatte ihn vernichtet, allerdings löste er sich nicht auf.
Das Mädchen tat nichts. Es saß apathisch neben mir und zuckte zusammen, als ich mit meiner Fingerspitze ihre Schulter berührte. Endlich hob sie den Kopf.
Ich lächelte sie an.
Ihre Augen waren verweint, das Kleid schmutzig. Sie roch nach Schweiß und rückte ängstlich von mir ab.
»Bleib hier«, sagte ich.
»Non, non. Ich kann nicht.« Sie preßte eine Hand gegen den Mund, schaute mich an, dann Suko und wollte aufspringen. Dabei trat sie auf den langen Saum ihres Kleides, stolperte und wäre gefallen, hätte mein Freund sie nicht aufgefangen.
»Langsam, langsam«, sagte er und setzte das Mädchen wieder an seinen Platz.
Ich hoffte, daß sie etwas von ihrer Schüchternheit verloren hatte, und fragte nach ihrem Namen.
»Dominique.«
»Das ist doch immerhin etwas.« Dann stellte ich Suko und mich vor. »Wir könnten Freunde werden.«
»Nein.«
»Warum nicht?«
»Ihr… ihr seid nicht von hier. Ihr seid Fremde. Ich will mit Fremden

nichts zu tun haben, versteht Ihr?«

»Nicht ganz, aber ich kann begreifen, daß du mißtrauisch bist. Vor allen Dingen wegen Baphometh.«

Dominique schrak zusammen, als ich den Namen erwähnte. Ich schien damit etwas Unantastbares angerührt zu haben. »Sprecht den Namen nicht so aus«, flüsterte sie. »Er ist gefährlich.«

»Das war er.«

»Ich gehöre ihm.«

Mit dieser Antwort hatte sie uns überrascht. »Wieso gehörst du ihm?«

»Das ist klar. Sie haben mich dazu ausersehen. Ich mußte mich opfern. Wir wollen ihm beweisen, daß wir mit der Sache damals nichts zu tun gehabt haben.«

»Mit welcher Sache?«

»Es ist schon gut.«

Ich fragte sie anders. »Du bist also an diese Stelle gegangen, um Baphometh zu treffen?«

»Nein, nicht ihn.«

»Gut, wen dann?«

»Das ist ein verfluchter Platz. Sie haben ihn hier oben verscharrt, wo die Erde des Teufels ist. Nach der Hinrichtung wurde er von einigen Soldaten an diesen Fleck gebracht und begraben. Man sagt dem Ort nach, daß hier Baphometh erschienen sein soll. Hier wächst nichts mehr. Keine Blume, kein Wein, kein Gras. Alles wirkt so leer und verbrannt. Das ist der Ort für ihn gewesen.«

»Von wem sprichst du?«

»Er hieß Esquin de Floyran. Er war ein Templer, ein Verräter. Man hat ihn geköpft, aber der Kopf verschwand, und den Körper verscharrte man hier.«

»John«, sagte Suko, »der Name ist mir nicht unbekannt. Den haben wir schon gehört.«

»Meine ich auch.«

Dominique fragte: »Stammt ihr aus Paris? Oder vielleicht aus einem fernen Land?«

»Das ferne Land ist schon eher richtig.«

»Deshalb seid ihr so ungewöhnlich gekleidet.«

Ich achtete nicht auf ihre Worte und nickte Suko aufmunternd zu. Mein Freund gab auch eine kurze Erklärung ab. »Esquin de Floyran«, sagte er. »Durch sein Handeln und angebliches Verrätertum hat er praktisch den Vernichtungszug gegen die Templer eingeleitet. Durch ihn konnte Nogaret seine Intrigen spinnen, das ist Historie. Man hat nie erfahren, was genau mit Floyran passierte. Man weiß nur, daß er getötet wurde.«

»Als Geköpfter«, bemerkte ich.

»Und jetzt haben wir seinen Körper noch einmal getötet, als er aus

der Erde kam.«

»Fragt sich nur, wo sich der Kopf befindet?«

Wir wußten keine Antwort, dafür Dominique. »Der Kopf«, hauchte sie. »Der Kopf ist dabei am wichtigsten. Er darf nicht mehr töten.«

»Moment, wieso darf er nicht mehr töten?«

»Wie ich es Euch sagte, Ihr Herren. Ich bin dazu auserwählt worden, ihn gnädig zu stimmen.«

Das sind ja Methoden wie im Mittelalter, wollte ich sagen, doch mir fiel gerade rechtzeitig genug ein, daß wir uns ja in dieser Zeit befanden. »Noch einmal von vorn, bitte. Dominique. Ich komme da nicht ganz mit, und mein Freund auch nicht. Du hast dich für ihn opfern wollen?«

»Nein, für das Dorf und die Menschen.«

»Weshalb denn?«

»Damit er nicht mehr mordet.«

»Wer? Der Körper…«

»Der Kopf, edler Herr. Ja, der Kopf. Er erscheint plötzlich und tötet grausam.«

Allmählich sahen wir klarer. »Wie viele Menschen sind schon getötet worden?« wollte Suko wissen.

»Viele. Er kommt immer dann, wenn man ihn nicht erwartet. Des Nachts, auch tagsüber. Er besitzt die Kraft Baphomeths, dem er gedient hat. Versteht Ihr?«

»Nicht ganz«, gab ich zu.

»Was soll ich Euch noch sagen?«

»Alles!« verlangte ich.

»Es ist der Kopf de Floyrans, der so mordet. Hier hat man seinen Körper begraben. Er war Baphometh immer zugetan. Und Baphometh hat ihn nicht verstoßen. Er ist die Kraft, die den Kopf leben läßt. Schon nach der Hinrichtung, so erzählt man sich, verschwand er aus dem Korb. Wenig später begannen die Morde.«

»Wann passierte die Hinrichtung?« fragte ich.

»Das ist nicht lange her. Ich habe die Wochen und Tage nicht zählen können.«

»Und jetzt tötet er?«

»Ja, er nimmt schreckliche Rache. Die Menschen in Belpech haben Angst. Sie wollten Baphometh ein Opfer bringen. Mich haben sie auserwählt. Deshalb bin ich hergekommen.«

»Und du hast dich nicht geweigert?« fragte ich überrascht.

»Nein, das konnte ich nicht. Einer mußte es tun. Sie haben, mir gesagt, daß sie mich nach meinem Tod als Heilige verehren würden. Ich wäre gern gestorben. Aber Ihr seid gekommen. Jetzt wird wieder alles von vorn beginnen.«

»Das Töten?«

Dominique nickte und wischte die Tränenreste aus ihren Augen.

Was sollte man dazu sagen? Wir hatten es hier mit einem mordenden Kopf zu tun, denn wir waren fest davon überzeugt, daß es ihn gab. Wie auch den Torso, denn ihn hatten wir schließlich aus dem Grab klettern sehen.

»Dieser Körper wird niemanden mehr töten können«, versprach ich. »Wir haben ihn vernichtet.«

»Aber nicht den Kopf.«

Ich lächelte der Blondine aufmunternd zu. »Keine Sorge, den schaffen wir auch noch.«

Das Mädchen schaute mich sehr skeptisch an. Dominique hatte uns einiges berichtet, aber nichts Entscheidendes.

Das meinte auch Suko. »Ob sie mehr über die vier Totenwächter weiß?«

»Kaum.«

»Fragen wir sie.«

Ich dachte an die Burg mit den vier Türmen. »Wem gehört dieses Schloß?«

»Unserem Landsherrn in Toulouse.«

»Er wohnt auf dem Schloß?«

»Nein. Das sind die Edelmänner de Vintusse. Es sind Brüder, sie sollen auch zum Orden der Templer gehören. Sie haben an den Kreuzzügen in das Gelobte Land teilgenommen. Man erwartet sie heute zurück. Vielleicht sind sie auch schon da.«

»Brüder?« hakte ich nach. »Wie viele sind es denn?«

»Vier.«

Suko pfiff durch die Zähne. »Da haben wir ihn ja«, murmelte er. »Das ist der springende Punkt.«

»Scheint mir auch so.«

»Was meint Ihr damit?« fragte Dominique.

Ich winkte ab. »Nur so. Uns wäre es recht, wenn wir in den Ort gehen könnten. Und zwar mit dir.«

Dominique erschrak zutiefst. »Nein, das kann ich nicht machen. Auf keinen Fall.« Sie stand auf und streckte mir abwehrend die Arme entgegen. »Es geht nicht.«

»Und weshalb nicht?«

»Man wüßte sofort, daß ich meiner Aufgabe nicht nachgekommen wäre und würde mich in den Kerker der Burg sperren. In diesen Verliesen sind schon viele Menschen gestorben. Sie siechten dahin, man hat sie gefoltert. Sie waren Verdammte.«

»Wir könnten dich auch beschützen, Dominique. Außerdem würden das die vier Ritter kaum zulassen - oder nicht?«

Sie hob ihre Schultern. »Ich kenne die ehrenwerten Herren nicht. Dazu kann ich nichts sagen.«

»Du hast Angst?«
»Ja.«
Ich stand auf und strich über ihre Wange. »Keine Sorge, wir werden mit Baphomeths Dienern schon fertig, und den Kopf finden wir auch, darauf kannst du dich verlassen. Damit du dich beruhigst, Dominique, werden wir die Dunkelheit abwarten, bevor wir in das Dorf gehen. Wie hieß es noch gleich?«
»Belpech.«
»Gut. Werden die Bewohner hierherkommen, um zu schauen, ob du dich dem Baphometh geopfert hat?«
Sie hob die Schultern und schaute sich nach meiner Frage etwas ängstlich um. So sehr sie sich auch anstrengen mochte, wir waren die einzigen Personen in der Nähe. Auch vom Dorf her hörten wir keinerlei Geräusche.
»Es ist ein verfluchter Ort«, flüsterte Dominique. »Sie haben ihn hier nur verscharrt. Seit dieser Zeit traut sich niemand mehr, diese Stelle zu betreten.«
»Und jetzt auch nicht?«
Sie nickte. »Es ist auch keiner mit mir gekommen. Sie haben mich nicht begleiten wollen und verlassen sich darauf, daß Baphometh mich geholt hat.« Dominique senkte ihre Stimme. »Er wird es bestimmt noch einmal versuchen, das weiß ich.«
»Nur keine Hast«, gab ich trocken zurück. »Außerdem sind wir noch da. Mit diesem Vogel haben wir so unsere Erfahrungen gesammelt, verlaß dich darauf.«
»Ich weiß nicht so recht.«
Meine Hand legte ich auf ihre Schultern. »Du begibst dich jetzt unter unseren Schutz, Dominique. Wir werden gemeinsam in den Ort hinabsteigen und auch der Burg einen Besuch abstatten.«
»Das ist nicht erlaubt.«
»Weshalb nicht?«
»Die Herren wollen es nicht.«
»Aber wegen dieser Burg sind wir gekommen. Wir wollen uns ihre Türme genau ansehen. Nennt man sie nicht Schandtürme der Templer?«
»Ja - so sagt man.«
»Weißt du denn, woher der Name stammt?«
Dominique bekam große Augen. »Nein, das hat man mir nicht erzählt. Die Menschen sprechen selten darüber. Ich glaube, sie haben auch sehr große Angst.«
»Für mich sind sie feige.«
»Was ist das?«
Ich lächelte. »Schon gut, verlassen wir diesen ungastlichen Ort.«
Das Mädchen war einverstanden. Obwohl wir sie jetzt näher kannten,

gab sie mir dennoch einige Rätsel auf. Dominique war bereit gewesen, sich Baphometh zu opfern. So etwas kostete Überwindung, das tat man nicht von ungefähr. Da brauchte man eine lange Vorbereitung. Sie hatte sich schnell damit abgefunden, wieder zu den Lebenden zu gehören. Meines Erachtens zu schnell.

»Hast du auch einen Nachnamen?« wollte ich wissen.

»Ja. Ich heiße Bertrand.«

Mit diesem Namen konnte ich nichts anfangen, auch Suko hob nur die Schultern.

Bevor wir gingen, warfen wir noch einen letzten Blick auf die von uns zerstörte Gestalt.

Sie lag auf dem Boden und sah so aus, als hätte sie sich darin festgekrallt. Die Beine hingen noch in der aufgewühlten Erde, aus der das untote Grauen gestiegen war.

Es gab mehrere Wege, die nach Belpech führten. Da sich Dominique am besten auskannte, überließen wir ihr die Wahl.

Die Sonne war bereits gesunken. Ihren Ball konnten wir nicht mehr sehen. Allerdings leuchtete die dunkelrote Glut noch den Himmel aus, als hätte jemand die Klappe eines riesigen Ofens geöffnet.

Feuer am Himmel. War das ein Zeichen.

Leichtfüßig schritt Dominique vor uns her. Ihr weiter Rock schwang bei jedem Schritt, der Saum schleifte manchmal über den Boden, so daß Staubwolken in die Höhe quollen.

Dieser Platz, auf dem nichts wuchs, wirkte tatsächlich inmitten der Rebstöcke wie ein Stück verbrannte Erde. Er schien mit einem gewaltigen Messer aus den Hängen herausgeschnitten worden zu sein.

Die Wege waren schmal. Rechts und links standen die Reben. An ihnen hingen die Trauben und wenn wir hinunter ins Tal schauten, konnten wir den Ort kaum sehen, dafür aber die Burg, die immer mächtiger und gewaltiger wurde, je mehr wir uns ihr näherten.

Die vier Türme waren riesige Klötze. Miteinander verbunden durch dicke und auch hohe Mauern, die erst dort endeten, wo sich die Spitzen der Türme befanden.

Sie waren rund und besaßen einen gewaltigen Durchmesser. Schießscharten harkten Lücken in das Gestein. Aber wir sahen auch die Pfähle, die von den einzelnen Türmen in die Höhe stachen.

Ich sprach Dominique darauf an.

»Es sind die Schandpfähle, hat man mir gesagt.«

»Für wen?«

»Mörder und Diebe. Verbrecher und schlimme Gestalten. Wer einmal an die Schandpfähle gebunden wurde, der war verloren. Sie haben dort Menschen verhungern lassen, aber auch Tiere angelockt.«

»Vögel?« fragte ich.

Das Mädchen nickte heftig. »Ja, die Adler aus den Bergen. Sie kamen

und töteten.«
»Ohne Grund?«
Sie hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Aber man sprach von einem Lockstoff, der die Vögel herbeiruft. Genauer kann ich es nicht erklären. Das wäre auch etwas für den mordenden Kopf.«
Ich schielte sie von der Seite her an. Im Prinzip hatte sie recht. Wenn jemand an einen Pfahl gebunden war, würde er keine Chance mehr haben, sich gegen den Kopf zu verteidigen.
Die Hänge der Weinberge endeten tatsächlich erst dort, wo bereits die ersten Häuser standen. Zumeist alte Schuppen, in denen Holz und Werkzeug aufbewahrt wurde.
Über den Bergen lag nach wie vor der feuerrote Schein einer versinkenden Sonne. Für uns sah es so aus, als würden die Kanten, Gipfel und Sättel in Blut gebadet. Ein schaurigschönes Bild, auch etwas für Romantiker.
Bevor wir die Weinhänge verließen, hielt ich Dominique fest. »Ich habe noch eine Frage. Weshalb sehen wir keine Menschen in Belpech?«
»Sie haben Angst.«
»Vor dem Kopf?«
»Ja.«
»Er dürfte doch jetzt nicht mehr morden, wo du dich angeblich geopfert hast.«
»Ja, das kann sein, aber sie werden es, prüfen wollen.«
»Dann laß sie kommen.«
»Ihr seid sehr mutig.«
Ich lachte. »Das bleibt nun mal nicht aus.«
Wir schauten auf das Dorf. Um die Burg zu erreichen, mußten wir entweder um den Ort herumgehen oder mittendurch. Sie stand wie ein schützendes Denkmal im Hintergrund. Eine gewaltige Trutzburg, in deren Mauerschatten sich die Häuser duckten und klein wie Spielzeug wirkten. Ich konnte verstehen, daß sich die Menschen früher gern im Schatten einer so gewaltigen Burg angesiedelt hatten.
Wind strich über unsere Gesichter. Dominique fror ein wenig. Ihre Haare wehten hoch, und wir mußten noch darüber reden, ob wir das Dorf durchqueren sollten.
Suko war dafür, Dominique nicht. »Wenn sie mich sehen, werden sie uns steinigen.«
»So leicht nicht, meine kleine Freundin. Wir werden ihnen erklären, daß wir einen Teil dieses Mörders vernichtet haben. Komm jetzt, ich bin auf gewisse Dinge sehr gespannt.«
Nur zögernd setzte sich Dominique Bertrand in Bewegung. Auch Suko und ich waren gespannt, was die folgenden Stunden bringen würden…

***

Sie brachten zunächst einmal die Schatten der in die Talschüssel fließenden Dämmerung, die wie Tücher in die Wege hineinkrochen und sich auch über die Häuser legten.

Es gab keine Ordnung, wie man sie von anderen Dörfern her kannte. Die Häuser standen kreuz und quer. Manchmal höher, dann wieder tiefer, auch versetzt gebaut, aber sehr dunkel.

Nur in den wenigsten Häusern hatte man die Talglichter angezündet. Der Schein war blaß. Wenn er die Fenster erreichte, fiel er kaum nach draußen.

Vergeblich suchte ich nach einer Hauptstraße. So etwas gab es in Belpech nicht. Dafür schmale Wege, manchmal auch Plätze, wo Karren standen oder auch Weinfässer lagerten. Sie waren ein bevorzugter Sitzplatz für Katzen.

»Wie ausgestorben«, sagte ich und schüttelte den Kopf. »Die scheinen zu wissen, was ihnen blüht.«

»Mich würde interessieren, ob die Brüder Vintusse schon angekommen sind«, sagte Suko.

Dominique hatte die Frage gehört und hob die Schultern. »Das kann ich nicht sagen.«

»Wo könnte man das denn erfahren?« erkundigte ich mich. »Gibt es hier ein Gasthaus?«

»Ja, ein Weinkeller, wo ausgeschenkt wird.«

»Dann laß uns dort hingehen.«

»Der Wirt läßt uns nicht rein. Er ist ein gläubiger Mann. Auch er hat Angst vor dem Teufel.«

»Die werden wir ihm schon austreiben«, sagte ich lachend.

»Ihr müßt vorsichtig sein. Die Menschen hier sind Fremden gegenüber nicht freundlich gesonnen.«

»Mal sehen. Aber jetzt führ uns bitte hin, Dominique.«

Es paßte dem Mädchen nicht, das sahen wir ihm an. Ihre Lippen lagen fest aufeinander. Manchmal schluckte sie auch, schaute sich scheu um, als hätte sie Furcht davor, aus einer dunklen Gasse heraus oder finsteren Tür beobachtet zu werden.

Bestimmt hatten uns die Bewohner längst gesehen. Zwei Fremde und eine lebende Dominique, die eigentlich auf dem Platz des Teufels hätte liegen müssen.

Dominique hielt sich im Schatten der Häuser. Manchmal, wenn sich der Staub gesenkt hatte, fiel uns wieder der Geruch auf, der über dem kleinen Ort lag.

Es roch nach Wein, nach Trauben und Most.

Kein unangenehmer Geruch, der sich mit der allmählichen Kühle der Dunkelheit mischte.

Das Gasthaus oder die Probierstube, wie immer man es nennen

wollte, lag auf einem kleinen Platz, wo zwei krumme Bäume wuchsen, deren Blattwerk im Wind zitterte.

Das Haus sah mehr aus wie ein Stall. Es war ziemlich breit. In der Mitte wurde es durch eine Tür in zwei Hälften geteilt. Die Fenster, rechteckige Ausschnitte im Mauerwerk, erinnerten in ihrer Größe an querliegende Schießscharten.

Es brannte Licht. Ein dünner Schein leuchtete die Vierecke von innen her aus. Dominique blieb stehen und hielt meinen Arm umklammert. »Wollt Ihr wirklich das Haus betreten?«

»Ja. Wir haben auch Durst.«

Sie nickte ergeben. »An mein Schicksal denkt Ihr dabei nicht?« hauchte sie.

»Doch, immer, denn wir werden dich beschützen.«

»Das wird kein Mensch schaffen. Andere Mächte haben hier die Kontrolle übernommen.«

»Welche?«

Sie schaute mich aus ihren großen Augen mit einem rätselhaft wirkenden Blick an. »Ich weiß es nicht.«

Bestimmt wußte sie mehr. Ich hoffte nur, daß sie sich uns anvertrauen würde.

Wir hatten lange genug gewartet. Ich machte den Anfang und schritt auf das Gasthaus zu. Die dunkler gestrichene Holztür ließ sich nur mühsam aufstoßen. Sie schleifte über den Boden und knirschte auch in den Angeln.

Über die Größe des Gastraums wunderte ich mich, weil ich ihn mir kleiner vorgestellt hatte. Als Lichtquellen dienten mehrere Schalen. Sie waren mit einer brennbaren Flüssigkeit gefüllt und hingen an eisernen Trägern unter der Decke.

Sitzbänke gab es ebenso wie einfache, rohe Holztische. Drei Fässer Wein sah ich auf einem Podest stehen, das man wohl als den Vorläufer einer Theke bezeichnen konnte. Hinter den Fässern, wo sich eine Wand herzog, hingen Tonkrüge an hölzernen Stempeln, die im Gestein der Wand befestigt waren.

Kein Gast war in diesem Weinhaus. Der Boden bestand aus festgestampftem Lehm.

Ich drehte mich um.

Suko stand direkt hinter mir. Dominique hielt sich nahe der Tür auf. Sie machte den Eindruck, als wollte sie sich jeden Augenblick umdrehen und verschwinden.

Ich winkte ihr zu.

Nur zögernd kam sie näher. »Was wollt Ihr noch hier?« fragte sie. »Es ist niemand anwesend.«

»Wo kann sich der Wirt denn versteckt halten?«

»Ich weiß es nicht.«

»Immerhin hat er das Licht nicht gelöscht«, sagte Suko. »So ganz kann er doch nicht verschwunden sein.«

»Eben.«

Ich ging vor bis zu den Weinfässern, schaute zu Boden und sah eine offene Luke. »Suko, komm.«

Mein Freund schaute, ebenso wie ich, in einen Keller, aus dem es kühl hervorströmte. Wir hörten ein rollendes Geräusch. Wahrscheinlich bewegte dort unten jemand ein Weinfaß. Dann klangen Schritte auf. Wenig später wurde das Ende der nach unten führenden Leiter vom Umriß einer Gestalt verdunkelt.

Wir traten zurück.

Dominique Bertrand hatte sich auf eine Bank gesetzt. Sie hockte dort wie vorhin auf dem Stein und sah ebenfalls aus, als hätte sie alles verloren.

»Er kommt!« flüsterte ich ihr zu.

Auch Suko und ich zogen uns so weit zurück, daß wir im Schatten zwischen den Lichtquellen standen. Wenn der Wirt den Keller verließ, würde er uns nicht sofort entdecken können.

Wir hörten seine Schritte. Er setzte sie schwer und polternd, als er die Leiter hochkam. Seine Gestalt erschien, dann knallte die Luke zu. Staub trieb in die Höhe, und der Wirt richtete sich auf. Er stand neben den Fässern, seine Gestalt wurde immer größer, und ich mußte ehrlich zugeben, daß er zu den Typen gehörte, die kleinen Kindern Furcht einflößen konnten.

Er war groß, stand gebückt, das Gesicht verschwand fast völlig unter den wirr und lang wachsenden Haaren. Unter den rechten Arm hatte er einen großen Krug geklemmt. Bevor er dazu kam, ihn aus dem Faß mit Wein zu füllen, ging ich vor.

Suko kam von der anderen Seite, und der Wirt konnte unsere Schritte nicht überhören.

Er bewegte sich nicht mehr. Wir sahen trotz der nicht gerade idealen Lichtverhältnisse, wie es ihm kalt über das Gesicht lief, soweit es von Haarsträhnen befreit war.

Er starrte uns an, stellte den Krug plötzlich zur Seite und nahm eine sprungbereite Haltung an. Aus seinem Mund drang ein leicht grunzendes Geräusch.

»Hallo, Dijou…«

Nicht wir hatten den Namen ausgesprochen, sondern Dominique. Der Wirt hatte die Worte gehört.

Er legte seinen Kopf schief und lauschte. Er sah aus wie ein Ungläubiger, als könnte er es nicht fassen, die Stimme eines Mädchens zu hören, das eigentlich längst hätte tot sein sollen.

Hastig schlug er ein Kreuzzeichen.

»Ich bin kein Geist, Dijou. Ich lebe noch.«

Der Wirt ging zurück. Er berührte die an der Wand hängenden Becher und Krüge, so daß diese mit dumpf klingenden Tönen gegeneinander schlugen.

»Woher…?« Zum erstenmal redete er. Wir hatten Mühe, das Wort zu verstehen.

»Die beiden fremden Messieurs haben mich gerettet, Dijou. Ich bin kein Opfer Baphomeths geworden, wie du siehst. Nein, das bin ich nicht. Das will ich auch nicht mehr sein. Ich bin eine Bertrand.«

Ich drehte mich zu Dominique um. »Welche Bedeutung hat der Name Bertrand?«

»Eine große«, erwiderte sie und erhob sich langsam. »Sogar eine sehr große.«

Ich wollte nachfragen, aber Dijou kam mir zuvor. »Du mußt gehen, Verfluchte. Du kannst nicht länger bei uns im Dorf bleiben. Geh zum Teufel! Geh dorthin, wo dein Vater bestimmt längst ist. Er hat das Unglück über dieses Dorf gebracht. Er hat sich an andere verkauft. Er hat uns verraten. Er brachte uns den Fluch. Esquin de Floyran ist tot, aber er lebt noch. Das weißt du. Das wissen wir alle sehr genau. Deshalb hättest du dich opfern müssen, um uns zu retten.«

»Niemand wird sich opfern«, sagte ich.

Der Wirt drehte sich mir zu. Die Haare umgaben sein Gesicht wie ein Vorhang. Ich sah kaum, daß er die Lippen bewegte. »Was wißt ihr denn schon, ihr Narren? Ihr seid fremd. Geht, verlaßt den Ort, bevor es zu spät ist. Diese Nacht hat entscheidend werden sollen. Wir hätten den Fluch löschen können. So aber wird er uns weiter plagen wie ein Strafgericht des Allerhöchsten.«

»Und wenn wir ihn ausrotten?«

Der Wirt lachte. »Das kann nur sie. Ja, sie allein. Sie ist eine Bertrand. Wir hatten dir angeboten, deinem Vater nach Paris zu folgen. Du bist hier in Belpech geblieben. Jetzt mußt du auch die Folgen tragen, Dominique.«

»Was hat denn der Vater so Schlimmes angestellt?« wollte Suko wissen.

»Er war ein Intrigant. Ein Verbündeter der Mächtigen. Er hat in einer Zelle mit de Floyran gesessen. Der erzählte ihm alles. Er berichtete über die Greueltaten der Templer, die in der Burg hier geschehen sind. Es war schlimm, sie war eine Komturei des Teufels. Das wußten auch die Menschen hier. Aber wir haben es hingenommen. Nichts sollte an die Außenwelt dringen, doch das war früher gewesen. Die Burg ließen die Templer im Stich. Wir vergaßen, was sie getrieben hatten, denn die Edlen de Ventusse übernahmen sie. Dann aber kam de Floyran. Zu ihm steckte man Bertrand in die Zelle. Angeblich soll er gemordet haben. Jetzt glaubte es keiner mehr von uns. Es war ein Spiel. De Floyran durchschaute es nicht. Er vertraute Bertrand und berichtete

ihm von den schrecklichen Greueltaten der Baphometh-Templer. Dominique war nicht dabei, aber sie gehört zur Familie, und nur sie kann den Fluch löschen.« Er holte tief Luft. »Als de Floyran hingerichtet wurde, da verschwand Bertrand. Man spricht davon, daß er in Paris Auskunft gegeben hat.«

Das konnte durchaus stimmen. Ich dachte wieder an das gewaltige Intrigenspiel, das ins Leben gerufen worden war, um den Orden der Templer zu vernichten. Von irgendeiner Seite mußte Nogaret, der Vertraute des Königs, seine Informationen bekommen haben.

Das war aller Wahrscheinlichkeit nach dieser Bertrand gewesen. Er hatte auch das Ende des Templer-Ordens eingeleitet. Die Dinge, die man ihm im Kerker erzählt hatte, waren publik geworden und hatten somit den Anstoß zur Vernichtung gegeben.

Suko nickte mir zu. Durch diese Gestik erkannte ich, daß auch er so dachte wie ich.

Der Wirt schüttelte sich, als hätte man kalten Wein über ihn gekippt. »Alle Bertrands müssen sterben!« flüsterte er. »Alle. Erst dann ist dieser Fluch gelöscht.«

Ich winkte ab. »So einfach ist das nicht. Ich will wissen, ob du den Kopf damit meinst.«

»Ja.«

»Hat er getötet?«

Dijou nickte heftig. »Schon oft. Wir alle haben Furcht. Wir verkriechen uns in den Häusern. Wir gehen nicht in die Weinhänge. Wir können nichts erreichen, wir…«

»Schon gut. Wie viele Opfer hat es gegeben?«

»Fünf.«

Der Wirt hatte eine Hand gehoben.

Ich schaute auf seine ausgebreiteten Finger. Sie zitterten leicht.

»Habt ihr sie begraben?«

»Ja.«

»Wie hat man sie getötet?«

»Der Kopf biß ihr in den Hals. Immer und immer wieder. Er verfolgte sie, er raste hinter ihnen her. Es war furchtbar.« Dijou rollte mit den Augen. Seine Angst war nicht gespielt. »Erst durch ihren Tod«, sagte er, auf Dominique zeigend, »wird sich alles ändern. Glaubt es mir. Erst durch ihren Tod.«

»Sind alle im Dorf dieser Ansicht?«

»Ich verstehe nicht.«

»Denken hier alle Menschen so?«

»Ja, das stimmt.«

Ich nickte. »Gut, dann werden wir etwas unternehmen. Wann ist der Kopf zu sehen?«

»Er erscheint, wann immer er will. Meist in der Dunkelheit.«

»So wie heute, nicht?« fragte Suko. Dijou nickte.

»Und wie entsteht er?« fragte mein Freund weiter.

»Aus dem Nichts. Er ist einfach da. Manche sagen, daß es vorher blitzt…«

»Hat er auch etwas mit dem Schloß zu tun?«

»Ich weiß es nicht. Die Edlen sind heute eingetroffen. Sie warten dort auf ihr Gefolge.«

»Vier Ritter?« fragte ich.

»Ja. Es sind Kreuzzügler, auch Templer. Die Gebrüder de Vintusse. Sehr reich und vornehm. Sie gehören zum Adel. Man hat ihnen die Burg zum Geschenk gemacht.«

»Mit den Schandtürmen«, bemerkte Suko.

»Das stimmt.«

Ich legte die Stirn in Falten. Vielleicht konnte mir der Wirt Auskunft darüber geben. Zuvor jedoch bat ich um einen Becher Wein. Auch Suko bekam ihn. Er reichte ihn aber weiter an Dominique, die den Roten durstig trank, was Dijou wiederum nicht gefiel, wie ich seinem Gesicht ansah. Er protestierte aber nicht.

»Gibt es denn eine Verbindung zwischen der Burg und dem Schädel?« Ich stellte das leere Glas zur Seite. Der kühle Wein hatte mich ein wenig erfrischt.

»Niemand weiß es.«

Ich nickte dem Mann zu. »Gut, dann werden wir dich jetzt verlassen und zur Burg gehen.«

Seine Augen weiteten sich. »Das… das ist nicht möglich. Das ist nicht erlaubt.«

»Weshalb nicht?«

Er hob nur die Schultern.

Suko hatte sich schon umgedreht. »Komm, Dominique, du wirst uns führen.« Gehorsam ließ sie sich von meinem Freund unterhaken. Sie verließen als erste das Gasthaus.

Dijou und ich blieben zurück. Der Wirt stand unter Strom. Ich merkte ihm an, daß es in ihm arbeitete. Einen Schritt trat ich auf ihn zu und stand so nahe, daß ich die Ausdünstung seiner Kleidung riechen konnte. Es war ein säuerlicher Gestank.

»Was hast du jetzt vor?«

»Nichts, gar nichts.«

Er log das Blaue vom Himmel herunter. Ich bekam sein schmutziges Hemd dicht unter dem Hals zwischen die Finger und drehte den Stoff zusammen. »Du wirst nichts machen, hast du verstanden? Gar nichts. Du wirst auch niemanden warnen!«

Er nickte, aber es war fraglich, ob ich ihm überhaupt glauben konnte. Als ich ihn losließ, atmete er auf. Mit dem Handrücken wischte er über seine Lippen. »Wer seid Ihr?« keuchte er.

»Fremde.«
»Aus Paris?«
»Nein, aus einer…« Ich winkte ab. Es hatte keinen Sinn, ihm dies erklären zu wollen. Ich dachte darüber nach, ihn »schlafen« zu legen, verzichtete aber darauf und hoffte nur, daß seine Furcht groß genug war, ihn vor Fehlern zu bewahren.
»Danke für den Wein«, sagte ich noch und verließ das Gasthaus.
Dominique und Suko hatten vor der Tür gewartet. Sie standen im Schatten, ich sah sie erst im letzten Augenblick, als mir mein Freund entgegentrat.
»Es ist alles ruhig!« meldete er.
»Gut.«
»Allerdings glaube ich an eine trügerische Ruhe.« Suko schaute sich um. Er deutete dabei auf die dunkel gewordenen Hausfronten. Manchmal leuchtete ein armselig wirkendes Licht hinter den Fenstern. »Das Gefühl, von vielen Seiten beobachtet zu werden, das steckt in mir. Es läßt sich nicht vertreiben.«
»Das ist auch so«, flüsterte Dominique. »Hier in Belpech haben die Mauern Augen und Ohren.«
»Wird man uns verfolgen?« fragte ich.
Sie hob die Schultern. »Wäre ich allein gewesen, ja. So aber seid ihr bei mir. Da werden sich die Menschen nicht trauen. Sie kennen euch nicht. Sie wissen nicht, wer ihr seid. Vielleicht später.«
»Dringen sie auch in die Burg ein?«
Dominique schüttelte heftig den Kopf. »Das werden sie nicht wagen. Nein, das glaube ich nicht.«
»Dann laßt uns von hier verschwinden.« Ich drehte mich ohne Vorwarnung um und sah den Wirt in der offenen Tür stehen. Er starrte uns nach, wie uns die Dunkelheit verschluckte. Hoffentlich hielt er sich zurück.
Dominique kannte sich aus. Sie versprach, uns auf dem schnellsten Weg zur Burg zu führen. Hinter dem Gasthaus begann ein schmaler Pfad, der bereits nach wenigen Metern anstieg und einen Hang hinaufführte. Er lag nicht frei. Zu beiden Seiten duckten sich die Häuser. Manche so niedrig, daß ich über sie hinwegschauen konnte.
Es war sehr dunkel. Eine bläuliche Finsternis, in der noch der Geschmack von trockenem Staub lag.
Das Zeug hatte sich wie feiner Puder auf unsere Gesichter gelegt. Ich schmeckte ihn.
Licht brannte hinter den Fenstern keines. Manchmal starrten wir in die viereckigen Öffnungen hinein, ohne auch nur eine Bewegung wahrnehmen zu können.
Hoch über uns waren die ersten Sterne am Firmament erschienen. Sie grüßten als hellgelbe Diamantsplitter, und zwischen ihnen stand, wie

herausgeschnitten, die Sichel eines Halbmonds.
Darunter, trutzig und für die Ewigkeit gebaut, sahen wir die Burg. Sie erinnerte an eine Festung.
Auch auf ihr leuchtete keine Fackel. In der Finsternis stand sie stumm und drohend.
In diesem Augenblick, wir hatten die letzten Häuser fast hinter uns gelassen, blitzte es schräg über und gleichzeitig auch vor uns auf. Suko war vorgegangen Er blieb stehen. Neben mir verhielt auch Dominique ihren Schritt, und ich vernahm ihren leisen Ruf.
»Das ist der Kopf!«
Sie hatte sich nicht geirrt. Genau an der Stelle, wo wir das Blitzen gesehen hatten, materialisierte sich ein Gegenstand hervor.
Der Mörderschädel!

***

Zunächst taten wir nichts!
Wir standen da und sahen ihn an. Trotz der Dunkelheit konnten wir Einzelheiten erkennen, weil im Innern des Kopfes eine gewisse Helligkeit rotierte, die auch gegen die Haut strahlte, und sie gab das Licht nach außen weiter.
Es war ein Menschenkopf mit einem Haarwirrwarr auf dem Schädel, der mich an Draht erinnerte.
Mir kam die Haut schmutzig und eingefallen vor. Das hinter ihr leuchtende Licht besaß einen grünroten Schimmer. Es ließ auch deutlich die Spuren, Wunden und Kratzer auf den Wangen erkennen, und wir sahen das weit geöffnete Maul.
Ob dieser Schädel nun mit Vampirzähnen ausgerüstet war, ließ sich nicht sagen. Zudem zeigte es sich nicht lange genug, denn blitzschnell huschte er weg.
»Das… das war er…« Dominique sprach so schnell wie nie. »Jetzt sind wir verloren.«
»Weshalb?«
»Jeder, der den Schädel sieht, ist verloren. Glaubt mir.«
Suko hob die Schultern. »Dann hat er bei uns aber einiges zu tun«, erwiderte er trocken.
»Ihr habt keine Furcht?«
»Nein.«
»Deshalb werden wir auch weitergehen«, fügte ich hinzu.
Es war Dominique nicht recht, das merkten wir sehr deutlich. Mit beiden Händen hielt sie meinen Arm fest. Ihr Zittern war genau zu spüren. »Baphometh ist stark«, flüsterte sie. »Das haben auch die Templer gewußt. Viele dienten ihm…«
»Aber es ist nicht sein Kopf.«
»Ihr Zweifler. Seine Kraft steckt in dem Kopf.«

»Die werden wir ihm schon austreiben«, erwiderte ich überzeugt.

Sie schaute mich an, als hätte ich etwas unanständiges gesagt.

Die letzten Häuser hatten wir bald hinter uns gelassen, ohne daß ein Angriff erfolgt wäre. Wenn wir jetzt nach vorn schauten, sahen wir nur die Burg.

Wieder einmal wirkte sie größer. Zum Greifen nahe kam sie mir fast vor. Auch jetzt entdeckten wir kein Licht, und ich hoffte nur, daß die Tore nicht verschlossen waren.

Als ich das erwähnte, lachte Dominique leise. »Ich kenne noch einen anderen Weg«, flüsterte sie.

»Woher?«

Sie zierte sich ein wenig, rückte dann aber mit der Sprache heraus und gab ein kleines Geheimnis bekannt. »Es war so, daß ich früher mal hingegangen bin.«

»Und?«

»Die jungen Männer liebten eben junge Mädchen. Ich habe dort viel geholfen…«

»Verstehe schon. Und auch vieles gesehen.«

»Qui!« Sie senkte den Kopf und strich dabei Haarsträhnen zur Seite. »Es blieb nicht aus.«

Ich hätte nachhaken können, aber ich ließ das Thema vorerst. Das Schloß war wichtiger.

Von der Kuppe des Hügels hatte es so ausgesehen, als wären die Häuser dicht an die mächtigen Mauern herangebaut worden. Jetzt aber erkannten wir den großen Zwischenraum, der sich vom Ende des Dorfes bis hin zur Burg zog.

Eine freie Fläche, die einfach sein mußte. Wurde die Burg einmal angegriffen, so mußten die Feinde dieses deckungslose Stück überqueren, was ihnen bestimmt nicht gut bekam.

Auch wir überquerten es. Suko hielt noch immer die Spitze, und Dominique ging neben mir.

Unsere Füße wirbelten den Staub vom trockenen Boden hoch. Im fahlen Schein der Halbmond-Sichel glänzte er manchmal wie pures Silber. Der Weg war beschwerlich und auch steinig. Die Burg schien kaum näherzurücken. Innerhalb der Talschüssel lastete noch die Wärme des vergangenen Tages. Wir kamen ja aus dem Winter, so daß wir ins Schwitzen gerieten, weil wir die Temperaturen nicht gewohnt waren und auch nicht die richtige Kleidung trugen.

Der Wind kühlte ebenfalls kaum ab, und auch der Schädel ließ sich nicht mehr blicken.

Dominique dachte öfter an ihn. »Er ist in der Nähe«, sagte sie leise. »Ich spüre es genau. Er weiß auch über uns Bescheid. Er wird uns verfolgen.«

»Keine Sorge, wir packen ihn schon.«

Der Weg führte ständig leicht bergauf.

Plötzlich war der Schädel da!

Zum Glück hörten wir noch das Heulen, flirrten herum und sahen ihn in Kniehöhe über den Boden huschen.

Mit einem gewaltigen Satz sprang Suko nach links weg und zog seine Waffe.

Ich holte den Dolch hervor, während sich Dominique von mir losriß, sich zu Boden warf und ihr Gesicht gegen die angewinkelten Arme preßte…

***

Es gibt wohl nur wenige Menschen, die Spaß daran hatten, wenn man sie beleidigte. Van Akkeren gehörte dazu, denn er lachte nach den Worten des Abbés. Möglicherweise war er sich seiner Sache auch so sicher, daß er darüber hinwegging.

Urplötzlich brach sein Lachen ab. Knallhart stellte er seine erste Frage: »Wie viele ihrer Freunde haben Sie mit nach Paris gebracht, Abbé?«

»Vier.«

»Und keiner lebt mehr.«

»Ich weiß«, erwiderte Bloch gepreßt.

»Daran können Sie schon erkennen, daß ich es ernst meine. Ich lasse nicht mit mir spaßen.«

»Das hatte ich auch nicht vor.«

»Kann ich mir vorstellen, Abbé. Eigentlich hätte ich Sie auch vernichten müssen, aber Sie haben Glück gehabt, daß ich Ihnen eine Galgenfrist einräume. Daran trägt indirekt Sinclair die Schuld.«

»Inwiefern?«

»Weil er und dieser verfluchte Chinese verschwunden sind. Sie wissen ja, wie weit oben sie auf meiner Liste stehen. Ganz oben, Abbé. Ich hatte sie in meiner Gewalt. Sie lagen schon in den Särgen. Baphometh schickte seine Ratten, weil sie hungrig waren, da verschwanden sie plötzlich. Das kann ich nicht hinnehmen.«

»Und was habe ich damit zu tun?« erkundigte sich Bloch.

Van Akkeren deutete mit dem Finger auf ihn. »Sie haben höchstwahrscheinlich dafür gesorgt, daß er verschwinden konnte.«

»Das ist ein Irrtum.«

Van Akkeren lachte. »Versuchen Sie nicht, auch mich zu belügen. Das schaffen Sie nicht.«

»Ich weiß nicht, wo er steckt. Wäre ich sonst zu diesem Hotel gefahren?«

Van Akkeren überlegte. »Ja«, sagte er, »was wollten Sie eigentlich dort?«

»Mit Sinclair reden.«

Der Grusel-Star, wie sich van Akkeren gern zu nennen pflegte, zog die Mundwinkel so weit nach unten, daß seine Lippen einen Halbmond bildeten. »Sie haben schon besser gelogen, Abbé.«

»Ich sagte die Wahrheit!«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

Van Akkeren holte Luft. »Würden Sie auch dabei bleiben, wenn ich Sie foltern ließe?«

»Sicher.«

»Ich könnte es auf einen Versuch ankommen lassen.«

»Kann ich Sie daran hindern?«

»Nein, Abbé, das können Sie nicht. Nur habe ich Sie für vernünftiger gehalten. Ich wußte nicht, daß Sie so an Ihrer dummen Meinung hängen. Die Männer, die ich bei mir habe, sind im übrigen Spezialisten, was Mord und Folter angeht. Sie haben einige Dinge in Südamerika gelernt. Ich bin wirklich gespannt, wie lange Ihr Widerstand anhält, Abbé.«

Bloch schaute starr geradeaus. »Als zivilisierter Mensch sollten Sie sich schämen, überhaupt an so etwas zu denken.«

Van Akkeren lachte. »Ja, da haben Sie recht«, sprach er noch in sein Lachen hinein. »Manchmal aber muß man sich auf alte Traditionen besinnen. Da gehört Folter eben dazu. Als ich noch Filme drehte, kann ich Ihnen sagen, da…«

»Ich kenne dieses düstere Kapitel aus Ihrem Leben. Bitte schweigen Sie darüber.«

»Ich erinnere mich gut daran. Da habe ich Methoden erfunden, die sehr wirkungsvoll sind. Aber was soll ich sagen?« redete er im Plauderton weiter, »Sie werden ja alles am eigenen Leibe erfahren können. Und dies im wahrsten Sinne des Wortes.«

Obwohl sich van Akkeren noch in Einzelheiten erging, schaffte der Abbé es, innerlich abzuschalten.

Er starrte ausdruckslos vor sich auf die Rüchenlehne des Beifahrersitzes.

Der Fahrer lenkte den Mercedes quer durch Paris. Vorbei an berühmten Stätten und Plätzen, die im vorweihnachtlichen Lichterglanz erstrahlten. Der Verkehr hatte sich um diese Zeit beruhigt. Man kam überall gut durch. Die Reise führte in den Westteil der Stadt, wo sich als breiter Grünstreifen der weltberühmte Bois de Boulogne hinzieht. Dieser von Straßen durchzogene Park, in dem sich sommertags und vor allen Dingen in den Nächten die Subkultur traf.

Im Park lagen auch die beiden großen Rennplätze. Der eine an der West-, der andere an der Ostseite.

Aber bis zum Park fuhren sie nicht. Sie bogen vorher ab, in die schmale Rue Voltaire, wo viele Häuser leerstanden, weil die Mieten zu

hoch waren.

Ein Haus hatte van Akkeren gekauft. Es war ein Neubau. Man hatte dafür einen Altbau abgerissen.

Das Haus besaß nur zwei Etagen. Beide gehörten van Akkeren, und es gab eine Tiefgarage, in der der Wagen hineinrollte, nachdem sich das Tor durch das Einschalten der Fernbedienung angehoben hatte.

Die hellen Glotzaugen der Scheinwerfer streiften durch den Komplex und spiegelten sich im Lach zweier anderer Fahrzeuge, die ebenfalls van Akkeren gehörten.

Vor einem Pfeiler stoppte der Mercedes. Der Abbé durfte aussteigen. Er hatte während der Fahrt versucht, den Innenriegel der Tür zu öffnen, doch dieser ließ sich nicht bewegen.

Er mußte sich gegen die Säule stellen und wurde von einer schallgedämpften Waffe bedroht.

Van Akkeren ging derweil auf eine feuerfeste Stahltür zu und schloß sie auf.

»Leider gibt es keinen Fahrstuhl«, sagte er. In der Garage hallte seine Stimme nach. »Aber Sie sind ja sportlich, Abbé, und werden diese Kleinigkeit bestimmt schaffen. Kommen Sie her!«

Bloch trat auf die offenstehende Tür zu. Dahinter lag ein Flur. Van Akkeren hatte das Licht eingeschaltet. Es fiel auf die halten Marmorplatten des Fußbodens und der ebenfalls aus Marmorstufen bestehenden Treppe.

»Gehen Sie hoch und bleiben Sie vor der ersten Tür stehen!« befahl van Akkeren.

Die Treppe besaß nur fünf Stufen. Dem Abbé kamen sie vor wie das letzte Stück bis unter den Galgen. Hinter sich hörte er die schleichenden Schritte seiner Bewacher. Die Mündungen der beiden schallgedämpften Waffen glotzten in seinen Rüchen wie tote Augen.

Er stoppte vor der Tür. Sie war in einem sanften Grün gestrichen. »Sie können die Tür jetzt öffnen!« erklärte van Akkeren. Er hielt ein schmales Stück Kunststoff in der Hand, nicht größer als ein Taschenrechner. Durch Fernbedienung öffnete sich die Tür, und der Templer schaute in einen breiten Flur, dessen Ende ein Bogengang zierte, unter dem er in das andere Zimmer treten konnte.

Es glich einem kleinen Saal. Der Parkettboden war frisch versiegelt und roch noch. Als Lichtquelle diente ein unter der Decke hängender Ring aus Röhren. Die Wände waren weiß gestrichen. Kein Bild bedeckte sie, und Bloch sah auch kein einziges Möbelstück. In einer Zimmerecke war ein ebenfalls weißer Kamin eingebaut worden. Auf dem Rost lag ein wenig Asche, ansonsten sah er unbenutzt aus.

»Bis zur Wand!« befahl van Akkeren.

Als Bloch nicht sofort gehorchte bekam er mit der Mündung einen Stoß ins Kreuz, daß ihm die Luft wegblieb. Er keuchte und stellte sich

für einen Moment aufrecht.

Der Abbé verbiß sich die Schmerzen. Er hatte sich vorgebeugt und an der Wand abgestützt, wo seine Handflächen feuchte Flecken hinterließen.

»Drehen Sie sich jetzt um!«

Der Abbé gehorchte.

Vincent van Akkeren stand vor ihm, eingerahmt von seinen beiden Folterknechten. Typen mit flachen Gesichtern und halten Fischaugen. Sie waren keine Persönlichkeiten mehr. Die Folter hatte sie abgestumpft. Diesen Männern war egal, ob sie starben, sie hatten sowie nichts, an das sie glauben.

Es war schon bemerkenswert, daß van Akkeren es immer wieder schaffte, sich diese Leute heranzuholen.

Im Gegensatz zu seinen Killern steckte er nicht in einer Lederjacke, sondern trug einen grauen Kaschmirmantel im Raglan-Schnitt. Der Gürtel hing lockerlässig um seine Hüfte. Das weiße Hemd und die gestreifte Krawatte paßten ebenfalls zu dieser Erscheinung. Van Akkeren trat stets elegant auf.

»Haben Sie es sich überlegt, Abbé?« fragte er.

»Tut mir leid. Da gab es nichts zu überlegen.«

Van Akkeren nickte und hielt den Kopf gesenkt. Er starrte auf seine Schuhspitzen. »Sie haben es sich selbst zuzuschreiben, was jetzt folgt. Ich will wissen, wo Sinclair und der Gelbe stecken. Eine Chance noch, Abbé. Sagen Sie es mir!«

»Ich weiß es nicht!« preßte Bloch hervor. »Und wenn Sie mich totschlagen, ich kann ihnen nichts anderes sagen.«

»Totschlagen werden wir Sie nicht! Noch nicht«, schränkte der Grusel-Star ein, bevor er seinen beiden Killern zunickte und mit kalter Stimme befahl: »Fangt an…!«

***

Der Kopf war schnell, verdammt schnell sogar. Es war auch für einen guten Schützen wie Suko schwer, ihn mit einer Kugel zu erwischen. Zudem hatte Dominique einen Fehler gemacht, als sie sich von mir löste. In ihrer Angst taumelte sie vor mir weg, genau in die verkehrte Richtung, denn sie lief in die Flugbahn des von innen her leuchtenden Schädels hinein.

Ich schrie eine Warnung. Das Mädchen hörte nicht oder wollte nicht hören.

Da schoß Suko.

Er hatte nicht eine Sekunde länger mehr warten dürfen, sonst hätte er Dominique in Gefahr gebracht. Die Kugel jagte zwar in die Richtung des heranwirbelnden Kopfes, aber sie verfehlte ihn.

Ein zweiter Schuß war nicht mehr möglich, da sich Dominique

bereits zu nahe an dem Schädel befand, der sie dann erreichte.

Vor ihr stieg er in die Höhe. Dominique konnte die Arme hochreißen und den ersten Angriff abwehren. Sie drehte sich dabei zur Seite und sackte auch in die Knie, während sie mit beiden Händen nach dem Kopf schlug.

Der Schädel bewegte sein Gebiß wie ein Nußknacker. Er klappte es auf und zu, versuchte dabei, den Hals zu erwischen, aber die heftig schlagenden Hände trieben ihn zurück.

Schießen konnte Suko nicht. Der Kopf befand sich einfach zu nahe an der Gestalt des Mädchen.

Er griff zur Peitsche.

Während er vorlief, beschrieb er den Kreis, und die drei Riemen rutschten aus der Öffnung. Sie waren immens stark, das hatten schon viele Dämonen zu spüren bekommen. Wo sie trafen, vernichteten sie auch. Leider kam mein Freund nicht mehr dazu, diese Waffe einzusetzen. Der Kopf schien die Gefahr gerochen zu haben. Bevor Suko auf Schlagweite herangekommen war, drehte er ab und jagte kometenhaft in den dunklen Himmel hinein.

Dominique lag auf dem Boden. Sie hatte sich zur Seite gedreht und die Beine angewinkelt. Dabei lag ihr Kopf vergraben in den Unterarmen. Aus dem Mund drang ein leises Schluchzen. Sie schrie auch auf, als ich sie an der Schulter berührte.

»Keine Sorge!« hörte ich meine Stimme. »Die Gefahr ist vorbei. Der Schädel mußte fliehen.«

Dominique stand langsam auf. Ich hielt sie fest, als sie sich umschaute. »Stimmt das auch?« hauchte sie.

»Ja.«

»Wieso war das möglich?«

Ich hob die Schultern und lächelte. »Wenn man sehr starke Waffen besitzt, scheint der Gegner das manchmal zu riechen. So ist es auch hier gewesen, meine Liebe.«

»Ja, vielleicht.«

Suko hatte seine Peitsche wieder weggesteckt. Allerdings ließ er sie ausgefahren, nickte mir zu und meinte: »Ich habe das Gefühl, daß man es nicht gern hat, wenn wir uns der Burg nähern.«

»Kann sein.«

»Was ist der Grund?« Die Frage war an Dominique gerichtet.

Sie hob die Schultern. »Ich… ich weiß ihn nicht.«

»Aber du warst doch öfter da.«

»Schon«, gab sie zu.

Mir gefiel es nicht, daß sie so wenig über dieses Thema sprach. Da mußte einfach noch mehr sein.

Ich redete sie hart und direkt an. »Dominique, du mußt uns sagen, was du weißt! Verstehst du das?«

Sie schaute aus großen Augen in mein Gesicht. In der Dunkelheit wirkte ihr Gesicht plötzlich elfenhaft zart. »Ich verstehe es.«

»Dann rede.«

»Das kann ich nicht. Mein Mund ist versiegelt, begreift Ihr? Man darf über die Dinge nicht sprechen.«

Ich fuhr durch mein Haar. »Über welche Dinge nicht? Die sich hinter den Mauern abgespielt haben?«

»Ja, ja.«

»Ging es um Baphometh?«

»Es wurde viel über ihn gesprochen.«

»Das hast du gehört?«

Sie nickte.

»Und weiter? Bist du nur ins Schloß gegangen, um so etwas zu hören? Oder hast du auch mitgemacht?«

»Nicht freiwillig.«

Meine Augen wurden schmaler. »Man zwang dich also dazu?«

»So ist es.«

Ich holte tief Luft. War es sinnvoll, nach Einzelheiten zu fragen? Ich war kein akustischer Spanner, aber ich wollte wissen, wie weit dieses junge Mädchen unfreiwillig gegangen war. Danach fragte ich sie auch. Suko stand derweil in der Nähe und beobachtete die Umgebung.

Sie schämte sich, verkrampfte die Hände und senkte den Kopf. »Ich habe vieles erdulden müssen, aber zum Letzten ist es nicht gekommen, das schwöre ich Euch.«

»Was war dieses Letzte? Oder was hatte es sein sollen?«

»Ich sollte mich ihm weihen, haben sie verlangt.«

»Ihm hingeben?«

»Ja, damit ich als Jungfrau Baphometh gehöre!«

»Beides ist nicht geschehen!« stellte ich fest. »Damit bist du glimpflich davongekommen.«

»Das sieht nur so aus, Monsieur. Das sieht wirklich nur so aus. Ich kam ins Dorf. Man wußte ja von meinen Besuchen bei den Rittern. Im Dorf redete man über mich. Ich war eine Hure. Irgend jemand hat auch berichtet, daß ich mit einem Dämon gebuhlt hätte. Von da an war ich ausgestoßen. Mein Vater konnte mir auch nicht helfen. Er ging nach Paris. Ich blieb hier und soll nun für ihn sühnen. Deshalb bin ich auch zu diesem Platz gegangen. Ich wollte so nicht mehr leben.« Sie senkte den Kopf und begann zu weinen.

Dominique mußte Schreckliches hinter sich haben. Ich kannte auch die Menschen. Wenn sie einmal jemand gefunden hatten, den sie fertigmachen konnten, gaben sie so leicht keine Ruhe mehr. Aber auch die dämonische Seite hatte sich das Mädchen als Feindin ausgesucht und machte Jagd auf sie.

Sie befand sich zwischen den Fronten. Nur wir konnten ihr helfen.

Daran wollte Dominique nicht glauben. »Jetzt werdet Ihr mich wohl verachten…«

Es war fast wie in einer Schmierenkomödie, aber für mich gab es einfach keine andere Antwort.

Und als edle Retter fühlten wir uns auch nicht. »Nein«, sagte ich, »ganz bestimmt nicht. Wir verstoßen dich nicht. Du hast wahrscheinlich durch uns die Chance, aus dieser Sache heil herauszukommen.«

Ihr Blick zeigte Erstaunen. »Ich begreife das nicht. Wo kommt Ihr her? Wie ist das alles möglich?«

»Nenne es Schicksal.«

Dominique merkte wohl, daß wir nicht mehr weiter diskutieren wollten und fügte sich. »Ins Dorf zurückkehren, kann ich nicht mehr. Man hat mich mit Euch weggehen sehen. Mir bleibt nur der Weg zur Burg, und dort lauert sein Geist. In den Mauern hockt das Böse.«

Ich winkte ab. »Wir werden ihm schon den Stachel ziehen.«

Suko übernahm wieder die Führung. Er gab sehr genau acht, aber ein erneuter Angriff erfolgte nicht.

Wir mußten noch einen weiten Bogen schlagen, um das Tor zu erreichen, das verschlossen war.

Mächtige Flügel wuchsen in der Mitte zusammen. Der Riegel mußte innen liegen. Wer das Tor auframmen wollte, der hatte seine Mühe damit. Wahrscheinlich hielt es sogar Kanonenkugeln stand.

Ich schaut an der mächtigen Mauer hoch. In der oberen Hälfte wurde sie von der Dunkelheit verschluckt. Nur sehr schwach konnte ich einen der Türme erkennen.

»Der zweite Eingang ist nicht sehr weit von hier«, flüsterte Dominique. »Ich führe euch.«

Wir waren froh, daß sie sich wieder gefangen hatte. Der Mauerschatten war breit genug, um uns Deckung zu geben. Wer nicht gerade die Augen einer Katze besaß, würde uns kaum entdecken können.

Belpech lag rechts von uns. Wenn überhaupt in dem Ort ein Licht zu sehen war, dann nur ein schwacher rötlicher Schein.

Geröll, Steine und Staub bedeckten den Boden. Hin und wieder berührten die kargen, kniehohen Pflanzen unsere Waden, wenn wir zu dicht an ihnen entlangstrichen.

Das zweite Tor war bald erreicht. Es war wesentlich kleiner als das erste, lag auch etwas versteckt in einer Nische, so daß kaum Tageslicht darauf fiel.

»Es ist bestimmt nicht verriegelt!« flüsterte Dominique. »Jedenfalls war es das früher nie.«

»Für dich stand es offen?« fragte ich.

»Ja, ich bin ja oft gekommen.«

Suko schaute sich bereits die Klinke an. Sie hing wie ein dunkler Tropfen nach unten und paßte sich der Handfläche an. Das Eisen war noch warm von der Sonneneinstrahlung des Tages.

»Ihr müßt ziehen«, sagte das Mädchen. »Das Tor klemmt immer.«

»Das merke ich«, kommentierte Suko, packte noch kräftiger zu und hatte Sekunden später das Tor so weit offen, daß wir uns durch den Spalt schieben konnten.

Auch der Schloßhof war leer und dunkel. Die tiefen Schatten überwogen. Er mußte sehr groß sein.

Wegen der Dunkelheit konnten wir ihn kaum überblicken.

Die Burg selbst bildete ein Viereck. An den Ecken bewacht durch die hohen breiten Türme, eben die Schandtürme der Templer. Nicht eine Fackel leuchtete, nirgendwo brannte eine Kerze, die Ruhe war bedrückend. Kalt strahlte das Licht der Sterne. Staub lag in der Luft und kitzelte unsere Nasen.

Pflaster bedeckte den Innenhof zum Teil. Es war unregelmäßig hoch verlegt worden und bildete einen Stolperteppich. Wir ließen unsere Lampen stecken, da sich Dominique auch in der Dunkelheit gut auskannte. Sie hielt mich an der Hand und zog mich hinter sich her wie ein kleines Kind.

Der Haupttrakt war so hoch, daß er uns den Blick auf den Himmel verwehrte. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß die Burg bewohnt war. Das sagte ich Dominique auch.

Sie schüttelte den Kopf. »Die Ritter sind da. Ich weiß es.«

»Und woher?«

»Ich habe sie gesehen.«

»Andere nicht?«

»Nein. Sie kamen fast zurück wie Diebe in der Nacht. Vielleicht haben sie eine Niederlage erlitten und möchten unter sich sein. Ihr werdet bald ein Zeichen sehen, daß sie hier sind.«

»Da bin ich gespannt.«

Wenig später hüllten uns Schatten anderer Gebäudeteile ein. Wir nahmen einen typischen Geruch wahr. So rochen Pferde.

Dominique löste sich von mir und verschwand wie ein Schatten. Ich hörte ihre Stimme. »Kommt her, dann könnt ihr es sehen.«

Ich folgte ihr, Suko ging mir nach und war kaum zu hören, so leise trat er auf.

Eine Stallumgebung mit Boxen und Futterräumen sowie Sattelkammern und einer kleinen Werkstatt, wo das Zaumzeug repariert wurde, hatte uns aufgenommen.

Diesmal pfiff ich auf die Vorsicht und schaltete meine kleine Leuchte ein. Dominique gab einen überraschten Laut von sich. Für sie mußte das Licht aus meiner Hand kommen. So etwas hatte sie noch nie gesehen, und sie sprach von einem Zauber, als sie sich zurückzog.

Suko beruhigte sie, während ich den Strahl nach links schwenkte, wo ich die abgeteilten Boxen sah.

Die meisten waren leer. Über vier Ränder hinweg schauten die Köpfe der Pferde.

Die Reittiere der Ritter!

Ich trat zu Dominique. »Gratuliere, du hattest recht.«

Sie schaute noch immer auf meine Lampe. »Was ist das?«

»Du wirst es wohl nie in deinem Leben noch einmal sehen, Mädchen. So etwas wird später hergestellt werden.«

»Was heißt später?«

Ich streichelte ihre Wange. »Führ uns ins Schloß, ja?«

Sie nickte, und so verließen wir wieder die Stallungen. Den gewaltigen Wohntrakt betraten wir durch einen Seiteneingang. Die Tür quietschte erbärmlich in den Angeln. Der Laut hallte durch die vor uns liegenden Räume, die leer waren.

Ich betrat die erste Halle mit einem Gefühl, daß ich als Kind gehabt hatte, wenn ich in das festlich geschmückte Weihnachtszimmer ging. Sehr vorsichtig setzte ich meine Schritte und leuchtete die große, leere Schloßhalle mit dem Lampenstrahl aus.

Ein kalt wirkender Steinboden reflektierte einen Teil des Lichts. Wände und Decke zeigten eine gerade, schnörkellose Architektur. Dies hier war die typische romanische Bauweise, keine verspielte Gotik.

»Und wo halten sich die Ritter meistens auf?« wandte ich mich flüsternd an Dominique.

»Ich weiß, daß sie nach ihrer Rückkehr stets zu den Betstühlen gingen.«

Suko lachte leise. »Hatten sie es so nötig?«

»Ja«, erwiderte das Mädchen ernst. »Sie sprachen immer von einer Schuld, die sie auf sich geladen hatten. Sie mußten einfach sühnen. Versteht ihr das?«

»Noch nicht ganz. Vielleicht werden wir von ihnen die Erklärungen bekommen.«

»Es ist gleich hinter dieser Halle«, berichtete Dominique mit leiser Stimme. »Macht bitte keinen Lärm. Sie wollen nicht gestört werden.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen.«

So ganz traute ich den Worten des Mädchens nicht. Auch Suko war skeptisch, wie ich am Heben seiner Schultern erkannte. Wir hatten jetzt beide unsere kleinen Lampen eingeschaltet, folgten den Strahlen und schritten dabei auf eine große Doppeltür zu, die sich verhältnismäßig leicht aufstoßen ließ, als die vorgehende Dominique es schaffte, mit beiden Händen die Flügel aufzudrücken.

»Sie sind da!« flüsterte sie.

Ich hatte sie zwar noch nicht gesehen, glaubte ihr aber und schob mich an ihr vorbei.

Suko folgte mir auf den Fuß.
Diese Schloßhalle war wesentlich kleiner als die, die hinter uns lag. Auch hier herrschte die strenge Geometrie vor, und wir sahen etwas, das uns staunen ließ.
An einer Seite des Raumes standen die vier dunklen Betstühle der Ritter. Sie sahen aus wie kleine Buden, in die man sich verkriechen konnte. Ob jemand darin saß, konnten wir erst erkennen, als wir die Vorhänge zur Seite zogen.
Suko und ich hatten einen freien Blick in die Bet- oder Beichthäuschen.
»Nein!« hörte ich das scharf gesprochene Wort meines Partners und wußte, daß er das gleiche entdeckt hatte wie ich.
Der Mann vor mir hockte zusammengesunken auf der Bank. Vom Kinn her rann ein breiter Blutstreifen und versickerte in seiner Kutte.
Der Ritter war tot!

***

Ich ballte die freie Hand zur Faust, blieb sekundenlang stehen, hörte Dominique schluchzen, öffnete zusammen mit Suko die nächsten beiden Gebetstühle und entdeckte das gleiche.
Vier Ritter - vier Tote!
Es sah so aus, als hätten sie sich selbst die Kehlen durchgeschnitten, denn ihre Dolche hielten sie nach wie vor fest, und wir sahen auch das Blut an den Klingen.
»Wieso, John?« fragte mich mein Freund.
»Ich weiß es nicht. Hast du eine Erklärung, Dominique?«
»Non, non.« Sie gab die Antwort hastig. Vielleicht log sie auch.
»Der Kopf ist es wohl nicht gewesen«, bemerkte Suko, »dann hätten sie nicht ihre Messer in den Händen.«
»Ja, sie taten es selbst.«
Suko ging an mir vorbei. »Schau dir mal ihre Kleidung an, John. Fällt dir was auf?«
»Sie tragen keine Rüstungen.«
»Das meine ich nicht.« Der Inspektor ließ den Lampenstrahl auf- und abwandern. »Es ist vielleicht gewagt, aber ich erinnere mich an die Totenwächter. Trugen sie nicht die gleiche Kleidung?«
»Ja, das stimmt.«
»Eben.« Mein Freund schüttelte den Kopf. »Weiter, John, weiß ich allerdings auch nicht.«
Ratlosigkeit ist keine gute Motivation. Ich ging an den Gebetsstühlen entlang. Die Vorhänge zitterten leicht im Windzug oder wenn ich sie mit den Schultern berührte.
Die vier Ritter hatten die gleichen Haltungen eingenommen. Sie waren nach rechts gefallen, stützten sich an den seitlichen Wänden ab.

Die Köpfe waren nach vorn gesunken, die Kinne berührten die Brust, wo sich die Kleider mit Blut vollgesaugt hatten. Es war noch nicht getrocknet. Sehr lange konnten die Ritter noch nicht tot sein.

»Sie müssen an diesem Abend gestorben sein«, sagte ich leise. »Und ich frage mich weiter, ob ihr Tod mit unserer Reise zusammenhängt.«

»Bestimmt«, meinte Suko. Er stand neben dem Mädchen.

Dominique begann zu reden. »Ihre Schuld ist einfach zu groß geworden. Sie mußten es tun. Wahrscheinlich haben sie eingesehen, daß sie den falschen Weg gegangen sind.«

»Und was jetzt?« fragte ich.

Sie hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau. Glaube aber nicht, daß sie ihren ewigen Frieden gefunden haben.«

Diese schlicht gesprochenen Sätze ließen mich aufhorchen, denn in ihnen steckte eine tiefe Wahrheit. Es war gut möglich, daß sie ihre Ruhe nicht gefunden hatten und ihre Seelen in irgendwelchen geheimnisvollen Reichen umherirrten, geleitet durch die Kraft des Dämons Baphometh.

Der ewige Friede war etwas, was sich jeder Mensch wünschte. Egal, wie es in seinem Leben ausgesehen hatte. Die Seelen der Ritter besaßen ihn nicht. Waren wir deshalb gekommen, um ihnen dazu zu verhelfen? Und welche Rolle spielte dabei der Schädel?

»Hört ihr die Stimme?« fragte Dominique plötzlich, trat zurück und breitete die Arme aus. Suko verfolgte sie mit dem Lichtstrahl. Sie breitete die Arme aus. Diese Geste wirkte theatralisch und gleichzeitig wie einstudiert. Mir kam das Mädchen vor wie zwischen den Steinen, als es sich dem Götzen hatte opfern wollen.

»Wir hören nichts«, sagte ich.

Sie nickte. »Aber sie sind da. Sie rufen mich, nein, sie rufen uns. Wir sollen ihnen folgen.«

»Und wohin?«

Ihre Armbewegung wirkte schlangenhaft. »Weit weg, wo wir nicht hinschauen können, versteht ihr das?«

»Nein, leider nicht…«

Dominique nickte. »Es war auch nur ein Wunsch. Ich werde ihn befolgen.« Sie schaute uns fest an.

»Ich gehe jetzt!«

»Und wohin?«

»Auf die Türme. Auf die Schandtürme. Ich muß für meine Taten büßen. Ich bin eine Ausgestoßene, und ich werde es bleiben, es sei denn, ich gehe in den Tod…«

Ich wollte ihr nacheilen, als sie sich in Bewegung setzte, aber Suko machte mich auf etwas aufmerksam.

»John, die Toten!«

Auf der Stelle kreiselte ich, leuchtete gegen einen der Gebetsstühle

und sah, wie sich der Ritter bewegte.
Er hob seinen Kopf an!
Es war eine Bewegung, die mir durchging, die mich bannte, denn am Hals klaffte ein breiter Riß.
Der Ritter saß noch immer, aber er bekam von Sekunde zu Sekunde mehr Kraft und drehte seinen Schädel.
Ein Schuß krachte.
Viermal hörte es sich an, als hätte jemand geschossen. Es war nur die zufallende Tür, die dieses Echo erzeugt hatte. Somit waren Suko und ich allein.
»Wir wissen, wo sie hinwill, John. Laß uns bleiben.«
Ich traf auch keinerlei Anstalten, den Raum zu verlassen. Die Ritter waren jetzt wichtiger.
Der erste verließ den Gebetsstuhl. Er sah aus wie ein Gespenst. Das Gesicht bleich wie der Mond, mit einem leichten grünen Schimmer unterlegt, als würde die Haut schimmeln. Die Augen waren nur mehr runde Flecke, sein Mund stand offen.
Er konnte sich nicht mehr halten, fiel vor dem Gebetsstuhl zu Boden, stützte sich aber mit beiden Händen ab. Die Haut dort zog sich dünn wie Seidenpapier über die Knochen.
Dann kam er hoch.
Schwerfällig, wie ich es von den Zombies, den lebenden Toten, gewohnt war.
Ich half ihm nicht. Er blieb breitbeinig vor mir stehen, stierte mich an, und es sah so aus, als würde er das, was einmal seine Lippen gewesen waren, zu einem breiten Grinsen verziehen.
Seine Gestik sagte mir, daß er etwas von mir wollte, und auch die drei anderen Ritter hatten es in ihren Gebetsstühlen nicht mehr ausgehalten. Normalerweise begegnete ich den Zombies mit einer Kugel aus der Beretta. Sie trug ich jedoch nicht bei mir. Ich hätte die Zombies auch anders vernichten können, aber das war nicht der Sinn der Sache.
Sie wollten etwas von uns.
»Verdammt, wenn sie sprechen könnten«, sagte Suko und ballte vor Wut die Hand zur Faust.
»Dominique hat sie gehört.«
»Sie kannte sie auch von früher her. Ich würde sagen…«
Den Satz konnte mein Freund nicht mehr aussprechen. Jemand stieß hinter uns die Tür auf.
Danach ging alles sehr schnell. Wir sahen noch die Horde, erkannten die haßentstellten Gesichter, dann fielen sie über uns her wie die Ameisen. Wehren konnten wir uns kaum.
Ich wehrte Knüppelschläge noch zweimal ab. Beim dritten- und viertenmal hämmerten sie mich zu Boden, und für mich erloschen

sämtliche Lichter…
Suko erging es nicht anders.

***

Dominique rechnete damit, es noch zu schaffen. Sie wußte, daß die Nacht des Schreckens begonnen hatte, wenn die Toten erwachten und das Zeichen gesetzt wurde.

Die Toten lebten, die Lebenden würden bald sterben, der Himmel erschien in einer blutigen Farbe, alles war verkehrt, Gott hatte die Welt verlassen, der Teufel würde sie übernehmen und seine Spuren hinterlassen.

Die Zeit des Niedergangs war erreicht.

Das blonde Mädchen hastete durch die Halle. Die beiden Fremden würden sich wehren können, vielleicht schafften auch sie noch die Flucht, bevor es zu spät war. Sie jedenfalls wollte vorher verschwunden sein.

Der Eingang stand noch offen. Dominique drückte sich durch den Spalt, lief die ersten Schritte in die kühlere Nachtluft hinein und bemerkte aus dem rechten Augenwinkel den Schein, der sich über den Himmel gelegt hatte.

Ein roter Schein.

Ähnlich wie Blut…

Obwohl sie es eilig hatte, stoppte sie ihre Schritte. Ihr Atem ging heftig. Schweiß bedeckte ihre Haut, er vermischte sich mit dem Schauer, und Dominique drehte sich langsam um. Vor ihren Augen wurde es manchmal schwarz. Die Aufregungen der letzten Minuten und der hastige Lauf sorgten dafür.

Dann legte sie den Kopf in den Nacken. Ihr Herz schlug viel schneller. Eine Hand preßte sie unter die linke Brust, und sie sah das mächtige Zeichen zwischen den Türmen.

Ein gewaltiges T!

So groß wie die Schandtürme, dabei so rot wie die Farbe des Blutes.

Das T der Templer!

Bisher hatte sie davon nur gehört. Wenn die Menschen aus dem Ort die schlimmen Geschichten erzählten, hatte sie oft genug den Worten gelauscht. Dabei hatte sie sich gefürchtet. Die Angst war stets in ihren Körper gekrochen, doch nie hatte sie dieses Gefühl so stark gespürt wie jetzt.

Schrecklicher hatte sie sich das Zeichen nicht vorstellen können. Es stand zwar sehr klar in der Luft, trotzdem tat sich etwas in seinen Umrissen. Die Konturen waren nicht so scharf. An dem Buchstaben liefen dicke Tropfen herab, als hätte ein großer Pinsel erst vor kurzem das Zeichen gemalt, wobei die Farbe noch trocknen mußte.

Als Kind hatte sie bei schrecklichen Zeichen stets ein Kreuzzeichen

geschlagen. Danach war es ihr jedesmal besser ergangen, da hatte sich das Gefühl der Furcht zurückgezogen.

Nicht so in dieser Nacht!

Außerdem fürchtete sie sich davor, das Zeichen zu schlagen. Sie hatte Schuld auf sich geladen und war dem Dämon Baphometh gefolgt. Dominique steckte in einem Zwiespalt.

Sie wußte auch, daß die Männer und Frauen aus dem Dorf das Zeichen sehen würden. Auch sie verspürten Furcht, das wußte Dominique, doch sie konnten sich auch wehren und dem Grauen entgegentreten.

Sie ging zurück und streckte dabei abwehrend ihre Arme aus. Doch sie hatte gleichzeitig, ohne es zu wissen, einen schweren Fehler begangen. Dominique spürte ihn erst, als jemand seine Hand auf ihre Schulter legte und das Mädchen nach rechts drückte.

Sie schrie.

Der Laut hallte über den Burghof und übertönte gleichzeitig die schweren Schritte der anderen. Wie aus dem Nichts waren sie plötzlich da und kreisten Dominique ein.

Vielleicht hätte sie noch eine Chance zur Flucht gehabt. Jetzt war es zu spät.

Die Angst überschwemmte sie. Das Zittern rann durch ihre Knochen. Dominique schaute nach vorn und auch zur Seite. Sie suchte nach einem Ausweg, aber sie standen da wie ein Ring aus Steinen.

Sie hatten Fackeln mitgebracht, zündeten sie an, so daß die tanzenden Feuer aus ihren starren Gesichtern böse Fratzen machten.

»Was wollt ihr?« schrie Dominique. »Was wollt ihr denn von mir?« Sie deutete schräg in die Höhe.

»Seht ihr nicht, was sich dort abspielt? Da ist das Zeichen. Das T für die Templer. Sie sind eure Feinde, nur sie allein. Nicht ich!«

Man ließ Dominique nicht mehr weitersprechen. Zu dritt stürzten sie sich auf sie.

Das Mädchen leistete nicht einmal Widerstand. Es war einfach sinnlos. Sie sah noch die Arme, die zahlreichen Hände und spürte die ersten brutalen Schläge.

Dann brach sie zusammen.

Dabei schrie sie nicht einmal. Sie wußte, daß es vorbei war und daß sie diesmal verloren hatte.

Es waren nur wenige, die sich um Dominique kümmerten. Die anderen Männer drangen in das Schloß ein, um sich ihrer weiteren Aufgabe zu widmen…

***

Zuerst war es die Kühle, die wie lange, streichelnde Finger in mein Gesicht fuhr und dafür sorgte, daß ich aus der dumpfen und tiefen

Bewußtlosigkeit wieder erwachte.

Zwinkernd und zögernd öffnete ich die Augen, spürte die Schmerzen im Kopf und wußte nicht, wo sich das Zentrum befand, denn alles brannte. Von der Stirn bis zum Hinterkopf.

Ich stöhnte, wollte mich dennoch bewegen und stellte fest, daß es nicht ging.

Ich hing fest!

Zunächst blieb ich ruhig. Die Ruhe war wichtig. Nur so konnte ich mich konzentrieren und mich mit meiner bescheidenen Lage befassen. Ich hatte Kontakt zum Boden, aber hinter mir und eng gegen den Rücken gepreßt, spürte ich einen gewissen Widerstand.

Was konnte das sein?

Ich dachte nach, was mir allerdings schwerfiel, denn hinter der Stirnplatte spielten sich Szenen ab, die mir das Wasser in die Augen trieben. Es war ein bohrender, hämmernder und zuckender Schmerz, der auch die Ohren erreichte. Auch spürte ich die Nässe am rechten Haaransatz. Dort mußte von einem Treffer die Haut aufgeplatzt und Blut aus der Wunde gelaufen sein.

Wie lange ich bewußtlos gewesen war, konnte ich nicht bestimmen. Jedenfalls war der Tag noch nicht angebrochen. Die Dunkelheit lag auch weiterhin über dem Land, doch etwas hatte sich verändert. Ich konnte es nur mühsam erkennen und begreifen, glaubte auch zuerst an eine optische Täuschung, aber die war es nicht.

Durch das nächtliche Dunkel zog sich tatsächlich ein dunkelroter Schein, als hätte jemand ein gewaltiges, mit Blut gefülltes Gefäß ausgekippt.

Blut und Finsternis.

Zwei Dinge, die zusammengehörten, legte man schwarzmagische Perspektiven an.

Ich aber war kein Dämon, kein Magier, ich stand leider innerhalb des Zentrums.

Zwar blieb der Schmerz, aber ich war es gewohnt, aus ähnlichen Situationen zu erwachen und schaffte es auch, darüber nachzudenken.

Zunächst konzentrierte ich mich auf meine nähere Umgebung. Meine Beine waren frei, doch die Arme konnte ich nicht bewegen. Sie waren nach hinten gezerrt und dort festgebunden worden, wobei die Stricke auch noch um meinen Körper liefen.

Und der harte Gegenstand in meinem Rücken war ein Pfahl!

Jetzt kam die Erinnerung wieder zurück. Ich sah mich vor der Burg stehen und hinaufschauen.

Vier Türme, vier Pfähle!

Wie karge Arme ragten sie in die Höhe und waren im Steinboden des Turms verschalt.

Es war genau das eingetreten, wovor ich mich gefürchtet hatte. Ich

hing gefesselt am Schandturm der Templer, und wahrscheinlich war es nicht nur mir so ergangen.

Einige Minuten Erholung gönnte ich mir, um danach den Kopf vorsichtig zu bewegen. Es klappte, ohne daß große Schmerzwellen durch den Schädel schossen. Mein Blick glitt über das Verbindungsstück der Mauer zwischen den beiden Türmen. Das rötliche Licht gab soviel Schein ab, daß ich auch den nächsten Turm sehen konnte.

Dort stand ebenfalls jemand gefesselt an einem dieser verdammten Pfähle und hielt den Kopf gesenkt. Das lange Blondhaar wehte im Wind. Also hatten sie auch Dominique erwischt. Sie würde das gleiche Schicksal erleiden wie ich.

War Suko vielleicht die Flucht gelungen?

In den letzten Sekunden vor meinem Blackout hatte ich ihn kaum gesehen. Ich wußte nur, daß er sich verzweifelt gewehrt, es aber bestimmt nicht geschafft hatte.

Und richtig.

Suko stand links von mir. Er war ebenfalls aus seinem Zustand erwacht und bekam mit, daß ich den Kopf gedreht hatte. Im selben Augenblick schrie er mir etwas zu. Dabei mußte er sich anstrengen, denn der hier oben wehende Wind riß ihm die Worte vom Mund.

»Keine Chance, John. Sie haben uns fertiggemacht wie die kleinen Kinder.«

»Hast du sie gesehen?« rief ich zurück.

»Noch nicht. Nur gehört. Sie müssen sich vor der Burg befinden. Ich vernahm Stimmen und auch das Klirren von Pferdehufen.«

»Kannst du dir vorstellen, was sie damit bezwecken?«

Suko lachte sogar. »Denk mal darüber nach, was die Indianer getan haben, als sie ihre Gefangenen an den Marterpfahl banden.«

»Danke, darauf verzichte ich.«

»Die Fesseln sitzen verdammt stramm. Ich habe schon versucht, sie zu lockern, war aber nichts drin. Hier können wir nur auf ein Wunder warten, John.«

Suko befand sich zwar in der gleichen Lage wie ich, dennoch stand er zur Quelle des Lichtscheins günstiger. Ich fragte ihn nach der Ursache des Scheins und bekam auch prompt die Antwort.

»Es ist das T, John.«

»Wieso?«

»Das T der Templer. Übergroß wächst es aus dem Boden des Turms hoch und ist blutrot.«

Mir verschlug es die Sprache. Ich kannte das Zeichen natürlich. Es konnte positiv als auch negativ gewertet werden. Da war man sich eigentlich nie sicher.

In diesem Falle aber glaubte ich an eine negative Wertung. Dieser

Buchstabe war in der Lage, den Tod zu bringen, aber auch das Leben.
»Und vergiß den Schädel nicht, John!«
Suko sagte die Worte in dem Moment, als wieder eine Schmerzwelle durch meinen Kopf raste. Ich preßte die Zähne zusammen und schwieg zunächst. Dafür konzentrierte ich mich auf meine nähere Umgebung. Die Fesseln ließen mir einen gewissen Spielraum. Nicht allein den Kopf konnte ich nach vorn bewegen, auch meinen Oberkörper, so daß sich der Blickwinkel veränderte.
Mir gelang es, über den Rand des Turms hinweg, in die Tiefe zu schauen.
Im Burghof sah ich die Reiter!
Es mußten die Männer aus Belpech sein. Sie hatten sich im Burghof versammelt, hockten auf den Rücken ihrer Pferde oder waren zu Fuß. Einige von ihnen hielten brennende Fackeln in den Händen.
Wenn diese bewegt wurden, zeichnete der Feuerschein einen roten Hauch durch die Schwärze der Finsternis.
Einige starrten zu uns hoch, schrieen und winkten.
Aus dem Hintergrund ritten drei Reiter herbei. Womit sie bewaffnet waren, konnte ich nur raten, aber ihren Haltungen war zu entnehmen, daß sie Bögen trugen und die Sehnen auch gespannt hielten. Also lagen Pfeile darauf.
Sie schossen, sobald sie den besten Schußwinkel erreichten.
Die Pfeile sah ich erst später, als sie fast die Burgmauer erreicht hatten und regelrecht darüberhinwegflogen.
Ich verkrampfte mich. Suko mußte es ähnlich ergehen. Dominique aber reagierte durch einen lauten Schrei.
Die Pfeile trafen nicht. Ich hörte das Ratschen, wenn sie mit ihren Spitzen gegen das Gestein prallten.
Einer zupfte am Stoff meines rechten Hosenbeins, besaß aber nicht mehr genügend Schwung, um hindurchzufahren und mich zu verletzen.
Die konnten uns nicht gefährlich werden.
Sie schossen noch einmal. Ein Pfeil flog zwischen Dominique und mir hindurch, ein anderer traf über meinem Kopf den Pfahl, der mich hielt.
Dann war auch die zweite Angriffswelle vorbei. Ich sprach das Mädchen mit lauter Stimme an und mußte mehrmals rufen, bevor es überhaupt reagierte und den Kopf wandte.
»Ihr hättet fliehen sollen!« schrie sie mir zu. »Jetzt werdet ihr auch sterben.«
»Wer will uns töten?«
»Baphomeths Rache!«
»Nicht die Menschen aus Belpech?«
»Nein, doch ja«, verbesserte sie sich. »Sie schauen nur zu. Sie wissen

ja Bescheid, was sich hier abgespielt hat.«

»Wo sind die Ritter?«

»Ich weiß es nicht mehr. Sie haben doch in den Gebetsstühlen gesessen.«

»Nein, sie erwachten wieder zum Leben. Sie konnten ihre Stühle verlassen. Es sind Zombies geworden.«

»Was ist das?«

»Lebende Tote!«

Dominique schwieg. Wahrscheinlich hatte meine Antwort sie regelrecht geschockt.

Die vier untoten Ritter waren unsere Feinde. Gleichzeitig auch ein Hoffnungsschimmer. Da sie lebten, hatten sie eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen. Ich wünschte mir, daß sie in einem unmittelbaren Zusammenhang zu uns stand, schließlich hatten ihre Geister uns geholt, und die Körper waren aus der Kapelle in Soho geflohen.

Ich dachte darüber nach, wie sie dort wohl hineingekommen waren, als Tote oder Untote. Da war noch vieles unklar, aber man ließ mir keine Zeit, die Gedanken weiter zu verfolgen, denn ein bekanntes Geräusch klang in meiner Nähe auf.

Ich hatte es schon einmal gehört, als sich die Gefahr uns sehr genähert hatte.

Jetzt war dieses hohl klingende Pfeifen wieder da.

Und da sah ich ihn.

Es war der Kopf des Verräters!

***

Er war wieder sehr schnell und umkreiste uns wie ein Planet die Sonne. Ausgerechnet jetzt hatte ich nicht die Hände frei. Dieser verdammte Schädel konnte mit uns machen, was er wollte.

Ich verfolgte ihn, so gut es ging.

Abrupt stoppte er, dabei blieb er in der breiten Lücke zwischen Dominique und mir stehen. So weit über dem Boden, daß er sich in Gesichtshöhe befand und wir ihn sehr gut erkennen konnten.

Ein verzerrtes Gesicht, ein halb geöffneter Mund, fratzenhaft und widerlich der Anblick. Graues Haar, verfilzt, verdreckt und von innen grünlichrot leuchtend.

Es war ein Monsterschädel, kein Schrumpfkopf, aber mit Höllenfeuer getauft.

Ich blickte an ihm vorbei auf Dominique. Das Mädchen verging fast vor Angst. Sie hatte sich jahrelang vor diesem Anblick gefürchtet, und jetzt war sie wehrlos.

Der Schädel schien darüber nachzudenken, wen von uns er zuerst angreifen sollte.

Auch von den im Burghof befindlichen Menschen mußte er gesehen

worden sein. Entsprechende Kommentare und Rufe ließen darauf schließen.

Dann passierte es.

Der Schädel schüttelte sich, drehte sich um die eigene Achse, und noch immer war nicht klar, wen er sich ausgesucht hatte.

Bis er Kurs auf Dominique nahm.

Sekunden später begann das Grauen!

***

Ich habe schon viel in meinem Leben gesehen und erlebt. Aber diese Momente werde ich nie vergessen. Die Tat an sich war schon fürchterlich, und als ebenso schlimm empfand ich die Tatsache, daß ich in der Nähe stand, gefesselt war und nicht eingreifen konnte.

Der Schädel übte eine schreckliche Rache. Ausgerechnet an dem Menschen, der ihm nichts getan hatte.

»Nicht!« brüllte ich. »Verdammt, komm zu mir! Ich werde dich…« Meine Stimme erstickte, als ich sah, wie sich Dominique wand, trotzdem nicht freikam und auch dem Schädel nicht entwischen konnte. Sie schrie noch. Es waren Schreie, die mein Herz zerschnitten.

Ich sprach die Formel.

Es war die letzte Möglichkeit, das Mädchen zu retten. Vielleicht brachte die Weiße Magie die Kraft auf, auch den Schädel zu zerstören, aber es war vergeblich.

Für einen Moment tauchte man mich und meine nähere Umgebung in gleißendes Licht, das mich blendete und dann zusammenbrach, so daß ich wieder klar sehen konnte.

Der Schädel war verschwunden.

Nur Dominique hing noch in ihren Fesseln. Ihr Körper war nach vorn gesunken. Hätten ihn die Stricke nicht gehalten, wäre er gefallen. Blut tropfte aus der Höhe des Halses zu Boden. Ich wußte, daß ihr niemand mehr helfen konnte.

Es ist schwer für mich, die Gefühle zu beschreiben, die mich damals erfaßt hatten.

Haß, Wut und Hilflosigkeit übermannten mich wie ein gewaltiger Sturm. Vom Burghof her schallten die Schreie der Zuschauer an der Mauer hoch.

Die Menschen hatten alles mitbekommen und sich wahrscheinlich daran ergötzt.

Ich hätte in sie hineinschlagen können. Meine Gefühle trieben mir das Wasser in die Augen, sie machten mir gleichzeitig auch die Kehle eng, und ich hörte Sukos Frage.

»Ist sie tot?«

»Ja!« schrie ich. »Ja, verdammt! Wir konnten nichts tun!«

Der Inspektor schwieg. Ich hatte die Schmerzen in meinem Kopf

vergessen. Hinter der Stirn brauste es. Das Gefühl der Hilflosigkeit wuchs noch weiter an, denn die Rache des Kopfes würde weitergehen. Schließlich befanden sich zwei weitere Opfer in seiner Nähe.

Noch ließ er sich nicht blicken. Vielleicht wollte er unsere Todesangst verlängern.

Dafür geschah etwas anderes.

Aus der Tiefe des Burghofes vernahm ich das Brausen. Es war kein Sturm oder Wind, akustische Laute drangen zu mir hoch. Ein Zeichen, daß die Menschen dort sangen.

Sie feierten den Tod, sie feierten die Rache und mußten doch wissen, daß auch sie bestimmt auf der Liste dieses mordenden Kopfes standen, der einmal einem gewissen Esquin de Floyran gehört hatte.

Wo steckten die vier untoten Ritter? Welchen Part in diesem Spiel hatten sie übernommen?

Ich drehte den Kopf und hielt nach ihnen Ausschau, aber sie zeigten sich nicht. Vielleicht würden sie kommen, wenn uns der Schädel getötet hatte.

Wen suchte er sich als nächsten aus? Zugleich würden Suko und ich nicht sterben, der eine bekam noch immer eine Lebensfrist von Sekunden oder Minuten.

Woher er kam, wußte ich nicht.

Aber er war da. Ich vernahm die typischen Geräusche, dieses leise, widerlich klingende Pfeifen, und wenige Atemzüge später tanzte er zwischen uns, als würde er auf der Bühne eines Kasperletheaters seinen Auftritt haben und an einem langen Faden hängen, den jemand hektisch bewegte.

Sein Gesicht sah noch schrecklicher aus, weil noch das Blut der Toten an seinen Lippen klebte.

Mir drehte sich bald der Magen um. »Einer von uns ist dran!« hörte ich Suko sagen. »Einer von uns, John!«

Seine Stimme klang ruhig. Er hatte sich unwahrscheinlich in der Gewalt. Noch überlegte der Schädel. Dann hatte er sich entschieden.

Und zwar für mich!

***

Sie hatten es hart gemacht, und der Abbé lag gekrümmt und stöhnend am Boden. Van Akkerens Leute kannten sich aus. Sie wußten genau, wo man hinzuschlagen hatte, ohne daß äußere Zeichen zurückblieben. Bloch wunderte es, daß er überhaupt noch atmen konnte. Immer wenn er die Luft einsog, hatte er das Gefühl, die Lungen sprengen zu müssen.

Hinzu kamen die dumpfen Echos in seinem Kopf. Er war dort zwar nicht geschlagen worden, aber die Schmerzen zogen durch den gesamten Körper.

Van Akkeren ging wie ein Uhrwerk, das jemand eingeschaltet hatte, in dem Raum auf und ab.

»Wir können jetzt unsere Werkzeuge nehmen!«, klang die Stimme eines der beiden Peiniger auf.

»Ja, das wäre nicht schlecht.«

»Sollen wir, Chef?«

Van Akkeren lachte. »Wartet noch. Vielleicht ist der Abbé vernünftig geworden.«

Er kam näher.

Bloch hörte seine Schritte, die lauter wurden, dann verstummten. Der folgende Tritt war nicht heftig geführt worden, aber er erwischte Bloch dort, wo es wehtat, so daß dieser aufstöhnen mußte.

Van Akkeren lachte leise. »Drehen Sie sich mal auf den Rücken und schauen Sie mich an, wenn ich mit Ihnen spreche!«

Das tat der Abbé. Es fiel ihm schwer. Seine Glieder schienen in Feuer gebadet zu werden, das Gesicht war derart verzerrt, daß es einen anderen Ausdruck bekommen hatte.

Kalt schaute van Akkeren auf ihn herab. Er war ein Mensch, der kein Erbarmen kannte. Völlig gefühllos, da paßte er direkt in die Hölle hinein und war als Partner des Teufels willkommen.

»Hast du es dir überlegt?«

Bloch gab zunächst keine Antwort. Die Gestalt verschwamm vor seinen Augen. Sie schien sich auf einem Boot zu bewegen, über das jedesmal die Wellen zusammenschlugen.

»Antworte!«

»Nein, ich…«

»Also nicht!«

»Ich weiß nicht, wo sich Sinclair und Suko aufhalten. Ich kann es Ihnen nicht sagen. Es ist furchtbar. Sie sind vielleicht geflohen. Sie haben sie doch gehabt!«

Der Blick des Grusel-Stars nahm noch an Kälte zu. »Sie sind vor unseren Augen verschwunden, Abbé. Die beiden haben sich gewissermaßen aufgelöst. Können Sie uns das erklären?«

Bloch suchte nach einer Möglichkeit, die nächste Folter hinauszuziehen. »Vielleicht kann ich es.«

»Dann los.«

Er atmete ein. Das Stechen in der Brust war einfach grauenhaft, aber er brauchte die Luft. »Man hat sie geholt. Sie… sie werden eine Dimensionsreise gemacht haben. Verstehen Sie? Eine Reise durch Zeit und Raum, magisch gelenkt.«

Van Akkeren überlegte. »Soll ich das glauben?«

»Das müssen Sie wohl. Ich weiß einfach keine andere Erklärung.«

Der Holländer schaute seine beiden Killer an. »Was sagt ihr dazu, Freunde?«

»Der will uns zum Narren halten!«
Van Akkeren nickte. »Ja, das meine ich auch. Wir sollen zum Narren gehalten werden.«
»Nein, so ist das nicht!« meldete sich der Abbé, dem die Unterhaltung überhaupt nicht paßte. »So etwas gibt es, auch wenn es unglaubwürdig klingt. Sie müssen sich damit abfinden.«
Van Akkerens Antwort klang kalt. »Wenn sich jemand mit irgend etwas abzufinden hat, sind Sie das, Abbé, und nicht wir. Haben Sie das verstanden?«
»Ja.«
»Noch einmal. Wo stecken die beiden?«
»Irgendwo in einer anderen Dimension. Das müssen Sie mir einfach glauben.«
Van Akkeren war es leid. Er wandte sich an seine Killer. »Wer von euch will es übernehmen?«
»Ich!«
»Also gut, Serge!«
Der mit Serge Angesprochene schob sich an van Akkeren vorbei, um in die direkte Nähe des Abbés zu gelangen. Er sprach zu ihm, während er sich bückte. »Was ich gleich mit dir anstellen werde, hast du dir in deinen kühnsten Träumen nicht ausdenken können, das kannst du mir glauben. Ich brauche nicht einmal eine Waffe zu nehmen, noch mache ich alles mit den Händen, aber wenn ich erst meine kleinen Streichhölzer hervorhole, wird es schlimm.«
Bloch sah das schmierige Grinsen im Gesicht dieses Sadisten. Der Mann freute sich auf seine Tat.
Er war ein hundsgemeiner, ruchloser Mörder, und er lachte, als der Abbé ihm abwehrend die Arme entgegenstreckte.
»Das wird dir auch nicht helfen!«
Bloch wußte genau, daß er aus diesem Zimmer nicht lebend herauskam, wenn die anderen es nicht wollten. Als er seine Arme in die Höhe reckte, dachte er wieder an die Szene im Wagen und daran, wie gnadenlos die Männer geschossen hatten.
Er und die Templer waren eine verschworene Gemeinschaft. Sie hatten sich gegenseitig versprochen, die Aufgabe bis zum bitteren Ende durchzuführen. Das schloß auch den Tod ein.
Vier waren gestorben. Man hatte sie überrumpelt, einmal in den Kanälen, zum anderen im Wagen sitzend. Wenn van Akkeren auch ihn erledigte, dann hatte er gewonnen. Die Bruderschaft würde auseinanderfallen.
Das alles überlegte der Abbé innerhalb weniger Sekunden. Er kam zu dem Entschluß, daß er einfach etwas tun mußte. Sie unterschätzten ihn und seinen Lebenswillen. Vielleicht lag darin noch der Hauch einer Chance für ihn.

Serge, dieser flachgesichtige Bastard mit den Kieselsteinaugen, zerrte ihn hoch. Er lachte den Abbé dabei an. »Du kannst alles versuchen. Dich schwermachen, dich sträuben, du wirst trotzdem dem Tod nicht entgehen können. Das schwöre ich dir!« Seine Augen wurden noch größer und kälter.

Im nächsten Augenblick riß er den Abbé herum und ging gleichzeitig vor. Er schleifte Bloch weiter, bis dieser mit dem Rücken gegen die Wand stieß.

»Da bleibst du stehen, wenn du…«

Bloch fiel nach vorn. Es sah so aus, als wollte er Serge umarmen wie einen Freund. Darauf basierte der Plan des Abbés. Niemand sah seine Bewegung. Er hatte den rechten Arm angewinkelt und die Hand unter sein Jackett geschoben.

Dort verwahrte er etwas.

Mit einem heftigen Ruck riß er den Pflock hervor. Serge war mit seinen Gedanken wohl schon bei der grausamen Tortur, die er mit dem Abbé vorhatte.

Jedenfalls reagierte er zu spät.

Bloch war ein Mensch, der das Leben liebte und auch schützte. In diesem fürchterlichen Augenblick aber konnte er nicht anders. Seine rechte Hand umklammerte den Silberpflock.

Dann stieß er zu!

Für diesen kurzen, ihm aber lang vorkommenden Moment, hielt er die Augen geschlossen. Seine linke Hand lag auf der Schulter des Peinigers, er hielt sich praktisch an ihm fest und sah dabei in das Gesicht des Mannes, dessen Augen zum erstenmal so etwas wie einen Gefühlsausdruck bekamen.

In den Pupillen breitete sich ungläubiges Staunen aus. Dann zuckten die Mundwinkel, Serge zog die Lippen zurück. Ein zischender Laut drang aus seinem Mund, zusammen mit einem rosarot gefärbtem Speichel.

Der Abbé hatte seine »Arbeit« noch nicht beendet. Er stieß Serge zurück und faßte mit der linken Hand zu.

Es war ein blitzschneller Griff, und er hatte Glück, daß es ihm gelang. Plötzlich hielt er die schallgedämpfte Waffe des Killers in der Hand. Gleichzeitig kippte Serge um und schlug schwer auf.

Der andere Killer und van Akkeren bekamen freie Sicht auf den Großmeister der Templer.

Und sie wollten nicht glauben, was sie sahen.

Ihre Augen nahmen einen ungläubigen und starren Ausdruck an. Van Akkeren wirkte so, als würde er grinsen, aber niemand war nach Spaß zumute. Am allerwenigstens dem Abbé.

Er ging vor und wunderte sich, woher er die Kraft nahm. Aber die Schmerzen hatte er unterdrücken können. Es ging um sein Leben. Er

hatte Schwierigkeiten mit dem Blickwinkel, manchmal sah er die beiden Männer nur verzerrt, und er hoffte, daß sie nichts davon mitbekamen, wie schlecht es ihm im Prinzip ging.

»Er ist tot!« flüsterte Bloch. »Ich habe ihn töten müssen, denn er wollte mein Leben. Wenn ihr nicht genau das tut, was ich verlange, wird es euch ebenfalls so ergehen.«

»Du hast ihn gepfählt wie einen Vampir!« sagte van Akkeren.

»Ja!«

»Dafür reiße ich dir das Herz aus dem Leib!«

»Noch habe ich die Waffe!«

Van Akkeren senkte den Blick. Er starrte auf das Blut, das von der Pflockspitze zu Boden tropfte und dunkle Flecken auf dem Parkett hinterließ.

Der zweite Killer aber bewegte sich. Er wollte den Tod seines Kumpans nicht hinnehmen. Vor allen Dingen nicht von einer Person wie dem Abbé.

Sehr vorsichtig bewegte er sich auf die Wand zu und hob den rechten Arm bereits an.

Bloch tat nichts.

Der Killer wurde frecher.

Einen halben Schritt brauchte er noch, um günstig zu dem Abbé zu stehen. Dann zog er. Es war wie in einem Western. Er riß die Waffe hervor und hätte es vielleicht bei normaler Lauflänge geschafft, aber er dachte nicht mehr an den Schalldämpfer, der den Revolver verlängert. Bis er den Lauf herumgeschwungen hatte, verlor er Zeit.

Sie reichte Bloch.

Zweimal schoß er, und ein drittes Mal drückte er auch ab, denn er mußte mit links schießen.

Der Killer wurde getroffen. Zwei Kugeln fehlten, aber eine davon traf ins Zentrum.

Der Mann kam nicht einmal zu einem Reflex. Sein Blick brach noch, als er stand.

Dann fiel er um.

Und Bloch hatte die Waffe augenblicklich wieder geschwenkt. Jetzt starrte van Akkeren in die Mündung. Der Grusel-Star war plötzlich bleich geworden.

»Nun hast du Angst!« flüsterte Bloch. »So eine verdammte Angst, wie auch ich sie gehabt habe. Du hast Angst vor der Kugel, die dich zerreißen wird, wenn ich schieße. Du dreckiger Mörder, du hundsgemeiner Schuft, du Sadist du!«

Er schrie van Akkeren an. Es mußte einfach hinaus, und dann rannte er vor.

»Töten sollte ich dich. Von Kugeln durchlöchern, du… du…« Abbé Bloch schoß nicht. Er brachte es einfach nicht fertig, einen Wehrlosen

zu erschießen. Mochte dieser Mensch noch soviel Schuld auf sich geladen haben, es gab gewisse Grenzen.

Statt dessen schlug er zu.

Bloch hatte viel Kraft in diesen Hieb gelegt. Er zog den langen Lauf quer über den Kopf und die Stirn des Grusel-Stars, sah das Aufplatzen der Haut, das Blut aus der Wunde strömen und bekam mit, wie van Akkeren zusammenbrach.

Bloch kümmerte sich nicht mehr um ihn. Er verließ das Haus und rannte weinend und völlig erschöpft in die dunkle Nacht hinein…

***

Der Schädel wollte mich!

»John, versuche alles!« Ich nahm Sukos Worte wie durch einen Filter wahr und ging nicht darauf ein, weil sich der Kopf dicht vor mir aufhielt und in den Augen ein tödliches Licht brannte, das von Mord und Grauen sprach.

Er wollte mich niedermachen - und stieß zu.

Vielleicht hätte er mir den Hals aufgerissen, wenn ich nicht rechtzeitig genug meinen Kopf gedreht hätte.

Sofort kam er zurück, nachdem er einmal den Pfahl umkreist hatte. Sein Maul hatte sich geöffnet.

Das Lachen war leise, ein wenig lauter dafür seine Stimme.

»Ich bin verflucht worden, ewig zu leben. Ich soll mich an denen rächen, die mir Unheil zugefügt haben. Das waren die vier Ritter. Ihr Bruder, Bertrand de Vintusse, hat mich damals verraten. Und das nehme ich nicht hin. Ich werde all diejenigen vernichten, die mit ihm zu tun hatten. Auch dich!«

»Ich kenne sie nicht.«

»Doch, sie sind deine Freunde. Sie haben dich geholt. Sie starben, aber sie haben die anderen getäuscht. Es sah so aus, als hätten sie Selbstmord begangen, doch es gibt eine Rückkehr für sie. Sie werden als lebende Tote weiter den Kampf gegen die Feinde aufnehmen, zu denen auch ich gehöre. Das darf ich nicht zulassen. Sie sind verflucht, sie haben sich von den Templern getrennt, um Baphometh zu huldigen. Diese Burg wurde zu seinem Tanzplatz, doch es kam bei ihnen die Reue, und sie wollten wieder zurück. Ihre Seelen sollten später Ruhe haben, die dürfen sie nicht bekommen. Ich will es nicht…«

»Aber sie werden überleben!« rief ich.

»Nicht, solange ich bin!«

»Doch, ich weiß es!«

»Niemand kann es wissen. Nur Baphometh. Ich folge seinen Befehlen. Auch in seinem Namen muß ich seine Diener vernichten. Ihr Bruder Bertrand ist schon tot, sie aber leben noch…«

»Dann hole sie dir!« schrie ich den Kopf an.
»Erst dich, dann ihn!« Damit meinte er Suko.
»Und weshalb wurde das Mädchen getötet? Es hat dir nichts getan, zum Henker!«
»Auch sie ist zu ihnen gegangen. Sie hat Baphometh ebenfalls verraten. Sie hätte sich ihm opfern können, aber ihr habt sie davon abgehalten. Deshalb gab es nur den Tod für sie. Versteht ihr das? Die Schandtürme der Templer werde ich in Gräber umwandeln.«
»Bist du stark genug, um auch die vier Ritter zu töten?«
»Sie sind schon tot.«
»Trotzdem leben sie«, widersprach ich. »Da mußt du dir schon etwas Besonderes einfallen lassen.«
»Das werde ich auch!« Plötzlich warf er sich vor. Wieder zielte er auf meinen Hals.
Was ich tat, das tat ich aus einem Reflex heraus. Die Fesseln ließen mir einen gewissen Spielraum.
Ich drehte mich etwas zur Seite und drückte gleichzeitig mit aller Kraft meinen Oberkörper in die Höhe, so daß der Schädel nicht genau den Hals treffen konnte.
Er rammte gegen meine Brust. Ziemlich weit oben, aber dort befand sich auch noch das Kreuz.
Sie bekamen Kontakt!
Ich hörte den irren, wilden Schrei, der aus der Kehle des Schädels drang. Er flog zurück, als hätte er von mir einen Tritt bekommen. Es sah so aus, als würde er über den Rand des Turms hinwegkippen, aber er prallte gegen die Kante und fiel wieder zurück.
Vor meinen Füßen blieb er liegen.
Es war ein schauriger Anblick. Ich konnte, wenn ich den Blick senkte, genau in sein Gesicht schauen und erkannte, daß ihm der Kontakt mit dem Kreuz gar nicht gut bekommen war.
Die Farbe oder das Licht, das in seinem Innern noch grünrot aufgeleuchtet war, verlor an Intensität.
Tief aus dem Innern des Schädels und wie aus einer anderen Welt hervorkriechend, schob sich eine Schwärze in den Schädel hinein, die ein fauliges Aussehen besaß.
Sie überdeckte das rotgrüne Licht, schluckte es einfach, und auch das Auge wurde davon erwischt.
Es sah nicht mehr so hell aus. Im Hintergrund begann es zu brodeln. Die Pupille wurde erst grau, dann dunkel.
Aber der Kopf gab nicht auf.
Während die linken Hälften der Lippen allmählich grau wurden und anfingen zu faulen, drang aus dem rechten Mundwinkel ein Laut hervor, der mich an das Heulen eines Tieres erinnerte.
Vielleicht gab dieses Geräusch dem Schädel Kraft, denn er versuchte

wieder, sich in die Höhe zu wuchten.
Es gelang ihm kaum.
Zwar hob er vom Boden ab, doch er tickte bei der nächsten Berührung auf wie ein Ball, so daß er sich mir hüpfend näherte, um mich doch noch packen zu können.
Die Beine hatte man mir nicht gebunden. Ich trat zu. Eine blitzschnelle Bewegung, der auch der Kopf nicht mehr ausweichen konnte. Er prallte gegen den Rand des Turms und überschlug sich dort.
»Mach nur so weiter, John!« hörte ich Suko rufen. »Verdammt, du schaffst es.«
Der Schädel kam wieder.
Er rollte praktisch heran, doch das Faulen nahm mit einer erschreckenden Geschwindigkeit zu, so daß es bereits mehr als die Hälfte des Gesichts überschattete.
Er würde nicht mehr die Kraft finden, jemand zu töten. Nicht einmal hoch konnte er sich stemmen, so rollte er sich in meine Nähe und bekam den nächsten Tritt anders serviert.
Diesmal trat ich von oben zu.
Ich setzte meine rechte Sohle in das verfilzte graue Kopfhaar und drückte.
Wäre es still gewesen, hätte ich das Knacken vernommen. So aber ging dieses Geräusch im leisen Rauschen des Nachtwindes unter, und sehr bald war der Widerstand verschwunden.
Ich schaute hin.
Eine graue leichte Masse lag vor mir. Asche, vermischt mit weichen Knorpel- oder Knochenstücken.
Das Ende eines Alptraums!
Aber nicht für Suko und mich. Noch hingen wir gefesselt an diesen verdammten Pfählen, und ich hörte Sukos Ruf. »John, das war gut.«
»Kann sein, aber ich fühle mich mies.«
»Bei mir dauert es nicht mehr lange, dann habe ich es geschafft. Die Fesseln sind schon locker.«
»Wirklich?«
»Ja, das Holz war an einigen Stellen glatt. Durch heftige Bewegungen bekam ich Spielraum. Warte ab, es dauert nicht mehr lange.«
»Okay.«
Ich hielt mein schweißnasses Gesicht gegen den Wind, damit die Feuchtigkeit getrocknet wurde.
Zwangsläufig schaute ich auch dorthin, wo sich Dominique befand.
Sie hing wie eine Puppe in den Stricken, die sie mit dem Pfahl verbanden.
Manchmal hörte ich Suko ächzen und stöhnen. Er beeilte sich, wir wußten nicht, was noch kam.

Von den im Burghof versammelten Menschen hörte ich nichts mehr. Vielleicht hatten sie sich auch zurückgezogen, aber dieser Wunsch erfüllte sich nicht.

Ihre Stimmen, Tritte, Rufe und Wutausbrüche vermischten sich zu einem wilden Geschrei, als sie plötzlich auf den Türmen erschienen. Bei Suko und bei mir.

Ich hatte nicht gesehen, woher sie gekommen waren, aber ich war plötzlich umringt.

Fackelschein umtanzte und blendete mich. Wilde Gesichter schauten mich an. In den Augen las ich ein tödliches Versprechen. Sehnige Fäuste umschlossen Lanzen, Bögen und Äxte.

Ich schrie sie an, deutete mit einem Nicken an, daß sie zu Boden schauen sollten, um sich den Kopf anzusehen.

Das taten sie nicht. Statt dessen zog einer ein langes Messer aus der Scheide, wie man es zum Abtrennen von Fell benutzte, wenn das Tier erlegt war.

Andere traten zurück, weil sie dem Mörder nicht im Weg stehen wollten, der Platz brauchte.

In den Augen las ich Haß. Die Lippen wirkten wie nasse, dünne Schläuche.

Der Mann winkelte den Arm an. Was der Schädel nicht geschafft hatte, wollte er vollenden.

»Baphometh«, sprach er. »Du gehörst zu Baphometh. Euch hat der Teufel geschickt. Euch…«

Da peitschte der Schuß. Der Messermann vor mir blieb steif stehen, bekam große Augen, und ich sah, wie aus seiner rechten Schulter Blut als kleine Fontäne sprudelte.

Gleichzeitig erklang Sukos Stimme auf.

»Niemand bewegt sich!«

***

Er hätte auch englisch sprechen können, die Wirkung wäre sicherlich die gleiche gewesen. Sieben Männer hatte ich gezählt, und es gab keinen, der nicht wie festgewachsen auf dem Fleck stand.

Eine Schußwaffe kannten sie nicht. Sie waren zur Seite gewichen, bis an die Brüstung des Turms, nur der Mann mit dem Messer stand noch vor mir, obwohl er sich plötzlich bewegte und anfing zu Zittern. Sein rechter Arm hing nach unten, als würde er nicht zu ihm gehören. Plötzlich wurde er bleich und taumelte zur Seite. An der Brüstung stützte er sich ab.

Aus meinem Mund löste sich ein zischender Atemzug. Das war verdammt knapp gewesen.

Suko gab eine weitere Anweisung. Er schrie sie vom anderen Turm her zu mir herüber.

»Befreit ihn. Schneidet ihm die Stricke durch. Und keine falsche Bewegung.«

Einer löste sich aus der Gruppe. Als er sein Messer zog, bekam ich dennoch ein komisches Gefühl, aber der Mann stach nicht zu, er säbelte tatsächlich an den Fesseln herum.

Sie fielen.

Der Mann sah aus, als wollte er trotzdem noch zustechen, dann ging er zurück und ließ mich in Ruhe.

Obwohl ich nicht mehr gefesselt war, ging es mir nicht viel besser. Ich spürte die Schwäche in den Beinen, die Kniegelenke waren weich, sie zitterten, das Blut rann jetzt wieder normal durch meine Adern, ein leichter Schwindelanfall überfiel mich, und ich war gezwungen, mich am Pfahl festzuhalten.

Hatte ich es geschafft?

»Okay, John, wir können den Turm verlassen. Der Ausstieg befindet sich hinter dir…«

Suko hätte sich die Worte sparen können, denn plötzlich erschienen sie wie aus dem Nichts.

Ich sah es an den Reaktionen der Menschen vor mir. Ihre Gesichter versteinerten, die Körper versteiften, zwei von ihnen ließen ihre Waffen fallen und schlugen hastig Kreuzzeichen.

Ich drehte mich herum.

Dabei fiel mein Blick durch eine Lücke zu dem Turm hin, auf dem Suko stand.

Neben ihm sah ich die Gestalt.

Es war einer der untoten Ritter.

Und auch auf meinem Turm stand er und auf den beiden anderen hatten sie ebenfalls ihre Plätze gefunden.

Vier Schandtürme gab es. Vier Ritter waren vorhanden, und sie hielten die Schandtürme besetzt.

Sie sagten nichts. Sie standen da, und sie sahen so aus, wie ich sie kennengelernt hatte, als ich im Sarg lag.

Was hatten sie vor?

Jedenfalls verbreiteten sie Angst, wie ich den Mienen der Menschen entnehmen konnte.

Ich ging auf die Gestalt zu, streckte meinen Arm aus und hörte plötzlich die Stimmen von vier verschiedenen Seiten auf mich eindringen.

»Nein, berühre keinen Toten!«

Die Worte waren so warnend gesprochen worden, daß ich meine Hand zurückzog und ihren nächsten Worten lauschte, die mir vieles erklärten…

***

Sie bedankten sich!

Es war ein Dankeschön, wie ich es selten bekommen hatte. Eigentlich noch nie, aber ich nahm es hin, und ich freute mich auch darüber, denn wer sich bedankte, von dem drohte keine Gefahr mehr.

»Du hast es schafft, den Schädel zu vernichten. Damit sind auch wir frei, denn unser Bruder Bertrand de Vintusse hat große Schuld auf sich geladen. Er war der Verräter an der guten Sache. Er hat sich vor den Pflug der Mächtigen in Paris spannen lassen, ohne zu ahnen, daß wir, seine Brüder, einen anderen Weg gingen. Wir hatten auf unserer Burg Kontakt zu einem anderen Götzen bekommen, von dem flüsternd gesprochen wurde. Es war Baphometh. Wir wollten seinen Zauber erleben, denn man sprach von Reichtum und Macht, den derjenige bekommt, der ihm dient. Auch wir wollten mächtiger werden, studierten die gemeinen Schriften und holten uns auch ein junges Mädchen aufs Schloß, das mit ihm buhlte. Aber es kamen die Tage und Nächte der Reue. Wir geißelten uns selbst für unser Tun und wußten gleichzeitig, daß wir die Schmach nicht auf diese Art tilgen konnten. Zu tief hingen wir bereits in den Fallstricken des Bösen. Baphometh hatte uns das ewige Leben versprochen, wenn wir als seine Wächter den Ruf seines Namens in die Welt trugen. Vielleicht befand sich der Keim des ewigen Lebens schon in uns, wer konnte das sagen, aber wir wollten nicht. Wir merkten, daß der Weg falsch gewesen war. Das große Grauen würde über uns kommen und nicht die Erlösung, von der die Menschen träumen. Und so versuchten wir, zurückzukehren. Unsere Schuld war zu groß. Wir bekämpften das Böse, aber es saß nach wie vor fest in uns. So entschlossen wir uns zum Tod. Wir begaben uns in die Gebetsstühle und schnitten uns mit den eigenen Messern die Kehlen durch. Wir waren tot und lebten dennoch weiter. Du siehst uns vor dir, John Sinclair. Alles, was du hier erlebst, ist bereits geschehen. Baphomeths Kraft, die uns das ewige Leben gegeben hat, transportierte uns in die Vergangenheit. Aber in unseren Brustkörben wohnten zwei Seelen. Eine gute und eine schlechte. Beide Seiten kämpften nun gegeneinander, und der Joker war der Kopf.«

»Welche gewann?« rief ich.

»Keine bisher. Wir waren verflucht. Als Untote ritten wir Seite an Seite in den Heeren der Kreuzritter mit und kämpften gegen die Ungläubigen. Wenn uns Pfeile durchbohrten, standen wir wieder auf. Irgendwann einmal führte uns der Weg nach England. Und dort ereilte uns das Schicksal. Ein Großmeister der Templer erkannte und tötete uns mit einem geweihten Dolch. Er hoffte, den Fluch von uns genommen zu haben. So wurden wir in der Templer-Kapelle bestattet. Aber wir lebten weiter und bekamen mit, wie die Macht Baphomeths wuchs. Dagegen mußten wir angehen, waren aber zu schwach und

suchten einen Helfer. Wir fanden ihn in dir, John Sinclair…«

»Wie konnte ich euch helfen?«

»Du kamst nach Paris, um die Wiedergeburt Baphomeths zu verhindern. Auch wir hatten das vor, es gelang uns jedoch nicht. So schmiedeten wir einen Plan, in dem wir Baphometh täuschten und uns auf seine Seite stellten, wie die Horror-Reiter. Durch unser Dasein besaßen wir die Macht, dich in eine andere Zeit zu bringen. In die Zeit, wo alles begonnen hatte. Da bist du nun. Du kehrtest in die Vergangenheit zurück und hast den Schädel getötet, der die Schmach über unsere Familie gebracht hat. Wir sind erlöst und kehren dorthin, wo wir hergekommen sind. In die Kapelle.«

»Und wir?«

Unter der Kapuze war das Gesicht nur undeutlich zu erkennen. Ich glaubte aber, ein Lächeln zu sehen.

»Was rückwärts führt, das gelingt auch in die andere Richtung. Baphomeths Geburt haben wir nicht verhindern können. Er wird seine Macht ausbreiten. An euch, die wir ihn kennen, stellen wir die Forderung. Stoppt ihn, wo immer ihr auf ihn und seine Diener trefft. Er darf nicht so mächtig werden, daß er die Menschen unterdrückt und ihnen seinen Willen aufzwängt. Das ist meine Forderung an euch, bevor wir uns zur endgültigen Ruhe legen. Wir spüren, daß unsere Schuld gesühnt ist. Eine andere Dimension wird unsere Seelen aufnehmen. Sie lockte bereits mit Klängen, die kein Mensch je gehört hat. Sie…«

Vor meinen Augen verschwammen die Türme, die Gesichter, der Pfahl und auch die tote Dominique.

Die Zeiten schoben sich zusammen, packten mich, bildeten eine Lücke, und die Schwärze fraß mich auf wie das gierige Maul eines Ungeheuers…

Ich fror!

***

Ob es Suko ähnlich ging, wußte ich nicht, dafür hörte ich ihn sprechen. »Ich kann mich bewegen, John.«

Die Worte gaben mir Mut. Mit einem Ruck richtete ich mich auf, blieb sitzen, spürte den dumpfen Druck im Kopf und auch die leichten Schmerzen, aber das alles war vergessen, als wir in die Dunkelheit schauten und schwach die Umrisse der alten Grabsteine sahen.

Ich blickte zur Seite. Suko saß ebenfalls in der offenen Totenkiste und hatte zu mir geschaut. Er fuhr über sein Gesicht. »Sag ehrlich, haben wir geträumt?«

»Ich glaube nicht.«

»Dann erinnerst auch du dich an ein Mädchen namens Dominique, an eine Burg, die Türme und den Schädel…«

Ich hatte Mühe, meine Beine hochzuheben und aus der Totenkiste zu klettern. Suko erging es besser.

»Bist du okay?« fragte er besorgt.

»So gerade noch.«

Suko deutete nach vorn. »Wenn mich nicht alles täuscht, haben wir hier einmal van Akkeren und die Horror-Reiter gesehen.«

»Du täuschst dich nicht.«

»Und jetzt?«

Mir war bereits beim Verlassen des Sargs etwas aufgefallen. Jetzt ging ich vor und schaute genauer hin. Sie lagen zwischen den Gräbern, auf den Wegen, den Grabsteinen und Platten. Eine graue widerliche Masse.

Ratten…

Tote Ratten!

Ich schluckte meinen leichten Ekel herunter und wischte mit dem Handrücken über die Stirn. Dann nickte ich meinem Freund zu. »Willst du etwas sagen?«

»Nein, aber die Ratten sind ein Beweis dafür, daß Baphometh tatsächlich hier gewesen ist.«

Er hatte sie im Stich gelassen und sie getötet, aus welchem Grunde auch immer. Wahrscheinlich in einem Anfall von Haß, weil sie uns nicht zernagt hatten.

Wir verließen den Friedhof, ohne daß wir aufgehalten wurden. Irgendwann fanden wir ein Taxi und ließen uns in die Nähe des Hotels bringen. Zum Glück waren wir nicht bis dicht vor das Hotel gefahren, denn die Gasse war hell erleuchtet, und es wimmelte von Polizei. Wir erfuhren aus Gesprächen der Neugierigen, daß es Tote gegeben hatte.

»Sollen wir uns zu erkennen geben?« fragte Suko.

»Es ist besser.«

Die französischen Kollegen waren nicht begeistert, daß wir uns in Paris aufhielten. Aber ich kannte einige Beamte und konnte die Bedenken anderer zerstreuen.

Man hätte uns natürlich nicht geglaubt, deshalb mußten wir die Wahrheit ein wenig umgehen.

Sorgen bereitete uns auch das Verschwinden des Abbés. Wir hätten seinen Aufenthaltsort gern erfahren, aber da war nichts zu machen. Und auch von van Akkeren hörten wir nichts.

Am nächsten Tag gingen die Ermittlungen weiter. Ich telefonierte mit London, und Sir James bat uns, wieder zurückzukommen. Er regelte das mit den französischen Kollegen.

So bestiegen wir am Nachmittag ein Flugzeug, das uns in die Heimat brachte.

Dort angekommen, sagte Suko zu mir: »Weißt du eigentlich, John, daß wir morgen Weihnachten haben?«

Ich schaute ihn an und schüttelte den Kopf. »Das hatte ich glatt vergessen.«

»Ich nicht.« Sukos Stimme klang bedrückt. »Ein Fest ohne Shao.« Er hob die Schultern. »Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll…«

»Am besten denkst du nicht daran, Alter«, erwiderte ich und schaute in die vom Himmel fallenden, tanzenden Schneeflocken…

ENDE des Zweiteilers